COLUMBIA LIBRARIES OFFSITE
CU50289543
834L566;V5
Rebekka;

Rebekka

Ein deutsch-amerikanisches Schauspiel

von

O. E. Lessing

Stuttgart
Verlag von Strecker & Schröder
1905

834L566 V5

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

Herrn Intendant Karl Hagemann
mit ergeb. Gruß O. E. Lessing

Rebekka

Ein deutsch-amerikanisches Schauspiel

von

O. E. Lessing

Stuttgart
Verlag von Strecker & Schröder
1905

Alle Rechte vorbehalten.
Den Bühnen gegenüber Manuſkript.

834 L 566
V5

ATH - Dec '14

Meiner Frau

Personen.

Hugo Beckmann, Journalist und Politiker
Robert Elden, sein Vetter, Maler
John Parker, Rechtsanwalt
Else Parker, seine Frau
Rebekka Sanders, Frau Parkers Schwester
Heinrich Müller, Arzt
George Allison, Professor, Chef der deutschen Abteilung
Ernst Biederer, Professor des Deutschen
Kurt Kohlsaat, außerordentlicher Professor des Deutschen
} an einer Staats-Universität
Wilhelm Eulers, Großbrauereibesitzer
Rudolf Lambert, Pastor der deutschen Missouri-Synode
Christian Schwarz, Pastor der deutsch-evangelischen Synode
Frau Meyer, genannt „die Wittib", Inhaberin eines Restaurants
Daisy Meyer, ihre Tochter, 15 jährig
Fred, Schenkkellner
Ein Zimmermädchen bei Parkers
Ein Modell

Ort: Eine amerikanische Großstadt. Zeit: Gegenwart

Die in eckige Klammern [ ] eingeschlossenen Sätze können bei der Aufführung weggelassen werden.

Erſter Akt.

Wohnzimmer bei Parkers. Rechts vom Zuſchauer ein Pianino. Links ein Kamin. Auf der linken Seite des Hintergrundes ſieht man durch eine geöffnete Doppeltür in ein Speiſezimmer, wo abgeräumt wird. Die letzten Gäſte ſtehen eben auf. Die einen gehen direkt durch eine vom Speiſezimmer in den Korridor führende Tür fort. Robert und gleich nach ihm Müller kommen ins Wohnzimmer herein. Hinter ihnen ſchiebt das Mädchen die Doppeltür oder Portieren zu. Vom Wohnzimmer, ganz auf der rechten Seite des Hintergrundes geht eine gewöhnliche Tür in den Korridor. Eine weitere Tür in der Wand rechts. John und Beckmann ſind bereits im Wohnzimmer. John hat ſich eine kurze Pfeife angezündet. Beckmann geht mit einem Bündel Papiere in der Hand erregt auf und ab.

Erſte Szene.

Robert (hereintretend). Das wäre alſo unſere Henkersmahlzeit geweſen. Schade.

John. Wie geſagt, mir tut's leid. Aber was kann man machen, wenn's die Damen ſo haben wollen? Madam decides, you know.

Robert. Na, hat auch ſein Gutes. Für mich wenigſtens. Ich werde zu dick.

John. Sie?! So 'n Hering? Well, well! Was ſoll ich dann ſagen!

Müller (hat ſich ans Pianino geſetzt und fängt an zu ſpielen und ironiſch-pathetiſch zu ſingen).

„So leb denn wohl, du ſtilles Haus,
Ich zieh' betrübt von dir hinaus“...

Beckmann (am Pianino ſtehen bleibend). Mit Ihrem Geklimper könnten Sie uns auch verſchonen!

Müller (lacht nur und ſpielt die Strophe zu Ende; dann ſteht er auf. Fidel). Tröſten Sie ſich nur, lieber Beckmann. Wegen des Durchfalls brauchen Sie noch kein Brummbär zu werden. Mit der Ihnen eigenen Geduld kommen Sie doch noch einmal ins Rathaus. Was nicht iſt, kann noch werden...

Beckmann. Ach was, laſſen Sie mich mit Ihren Redensarten in Ruh!

Müller. Hm; mit Ihnen iſt ſcheint's nichts mehr anzufangen. Just, as you please, sir. Alſo adieu, Herr — Herr — alſo leider immer noch Bürgermeiſter in spe. Guten Abend, meine Herrn! (Schon an der Tür, kehrt er wieder um und ſchüttelt John die Hand.) Jaſo, John; jetzt iſt's ja rum mit der Herrlichkeit! Die Fleiſchtöpfe Ägyptens, wollte ſagen Israels, ſind nicht übel geweſen. Bezahlt hab' ich übrigens auch. Well, wir machen dann um ſo öfter unſer Spielchen zuſammen. Auf Wiederſehen!

John. Gleich heut' abend, wenn Sie Luſt haben.

Müller. Ich bin dabei. Bei Richter?

John. Well, ich weiß nich, da gibt's bloß Bier.

Müller. Alſo Bismarck? Oder lieber noch bei der Wittib. Da iſt's doch immer am gemütlichſten.

John. All right, I'll be there.

Müller. Gut; ich gehe gleich hin. Kommen Sie bald nach und sorgen Sie zur Vorsicht für den dritten Mann; auf Kohlsaat kann man sich doch nicht verlassen.

Robert. Lumpen Sie nur nicht so arg, der arme John verträgt nicht allzuviel.

Müller (unter der Tür). Weiß schon.

Zweite Szene.

Beckmann. Dem Himmel sei Dank, daß ich diesen Menschen jetzt nicht mehr jeden Tag zu sehen bekomme.

John. Well, I declare! Hat er Ihnen was getan?

Robert. Ich begreife wirklich nicht, was du immer gegen Müller hast. Es ist doch ein ganz harmloser Kerl.

John. 'n bissel leichtsinnig, aber trotz allem ein guter Doktor. Jawohl, ein ganz geschickter Doktor; don't you doubt it.

Beckmann. Eine Schlafmütze ist er, ein Faulenzer, eine vollkommene Null. Wenigstens vier-, fünfhundert Stimmen hätte er uns verschaffen können, bei der Praxis, die er unbegreiflicherweise hat. — Ich möchte mich auch einem Arzt anvertrauen, der jeden Abend bezecht nach Hause kommt! — Aber natürlich, wo's nicht seinen eigenen Geldbeutel angeht, da rührt er keinen Finger.

Robert. Du tust gerade, als ob Müller an allem schuld wäre.

Beckmann. Das ist er auch! Selbstverständlich er allein nicht. Dazu ist er viel zu unbedeutend.

Aber dies ganze Gelichter, das so ist, wie er. Lauter jämmerliche Nichtse — die bringen einen zu Fall.

Robert. Du solltest die Schuld nicht bloß bei den andern suchen. Ich bin eben doch überzeugt, daß deine letzte Wahlrede —

Beckmann. Was, meine Rede, Unsinn! Ich weiß, was ich gesagt habe, und was ich sagen durfte. — Der Neid ist's, der elende, ganz ordinäre Neid. Weil die famosen Landsleute einem der ihrigen nichts gönnen — das ist der Grund meiner Niederlage. Wär' ich kein Deutscher, sondern Amerikaner, dann hätte ich gesiegt und nicht dieser Schwachkopf von einem Warner.

John. Well, das möcht' ich nu wieder nich sagen. Ein ganz geriebener Kunde is er, der Warner.

Robert. Überhaupt, so groß ist das Unglück ja auch nicht. Zwei Jahre früher oder später — was macht das schließlich aus?

Beckmann. Schwatz kein solches Blech. Aus ist's. Punktum. Ein für allemal. —

Robert. Es wäre meiner Ansicht nach sehr leicht möglich, daß du die tausend Stimmen, die dir jetzt fehlen, in den nächsten zwei Jahren hereinkriegen könntest. Allerdings — du müßtest schon gemäßigter auftreten als diesmal, und beim Parteiprogramm bleiben.

Beckmann. Ich? Wie meinst du denn das?

Robert. Du wirst doch die Flinte nicht schon ins Korn werfen wollen?

Beckmann. Ich hab' dir's gesagt, einmal und nie wieder!

Robert. Mir soll's recht sein.

John. Did you ever! Was wird denn das Komitee dazu sagen?

Beckmann. Mir ganz gleichgültig. Ich werfe mich nicht ein zweitesmal weg. Wenn unsere Deutschen diesmal keine deutsch-demokratische Stadtverwaltung gewollt haben, dann wollen sie's auch in zwei Jahren nicht und in vier Jahren erst recht nicht. Nein, die Karte ist ausgespielt.

John. Hm; well — wenn ich mir's überlege, muß ich sagen: Sie haben nich unrecht. Eigentlich sollten Sie froh sein. Ich möcht' nich Bürgermeister sein. Ums Leben nich; nee.

Beckmann. Ach Sie — Sie ahnen ja gar nicht, was für mich auf dem Spiele stand.

John. Freilich weiß ich's. Aber eine Schinderei is es doch; für nix und wieder nix. Das bissel Gehalt, und erreichen tut man doch nix. Verbesserungen kosten Geld — da schimpfen die Steuerzahler; und läßt man nix verbessern, schimpfen sie über die miserablen Zuständ'. Der Bürgermeister is halt immer der Sündenbock. Nee, für die Ehre dank' ich. Ich mach' mir's bequemer. Ich schließ' die Office zu. Nach sechs Uhr nehm' ich nix mehr an und hab' meine Ruh.

Beckmann. Auch ein Standpunkt. (Setzt sich abseits; blättert in seinen Papieren, scheinbar ohne sich um die anderen zu bekümmern; macht dann und wann eine Notiz.)

Robert. An Ruhe wird's Ihnen jetzt nicht fehlen, John; wenigstens zu Hause nicht. Ich habe mich oft gewundert, daß Sie überhaupt einen Kosttisch

hielten. Es muß doch besonders für Ihre Frau eine heillose Mühe gewesen sein, dieser Umtrieb Tag für Tag.

John. Ja wissen Sie; die Sache hat eben ihre zwei Seiten. Es is nämlich eine ganz hübsche Nebeneinnahme gewesen. Aber jetzt is es ja anders. Wie die Rebekka nu eben einmal is — immer fürs Feine. Sie duldet's nich, hat sie gesagt, daß ihre Schwester ein Kosthaus hat. Ihr kommt's natürlich auf die paar Taler nich an. Sie hat mir ja auch, müssen Sie wissen — ganz unter uns, between you and me, you know — das vierfache Honorar bezahlt für den Prozeß; sie tut's nich anders, hat sie gesagt. Und wenn sie nu doch bei uns is — well, sie hat ja auch recht. So ein richtiges Familienleben is es nich gewesen.

Robert. Es war sehr anständig von Ihnen, daß Sie uns zweien wenigstens die Wohnung nicht gekündigt haben. Ich möchte nicht gern in die Stadt ziehen. Etwas Gräßliches, die Aussicht auf Kramläden, Metzgereien, Barbierstuben.

John. Ich bitt' Sie, Elden; wir werden doch nich erst das schöne Atelier einrichten und nachher leer stehen lassen! Nee, überhaupt — Sie gehören doch gewissermaßen zur Familie. Wie lange is es denn her, daß Sie bei uns sind? Es muß bald drei Jahre sein.

Robert. Ja, so ungefähr muß es sein. — Ihre Schwägerin hat also im Sinn, zunächst hier zu bleiben?

John. Well, wir denken vorläufig mal diesen Winter. Das wird sich zeigen. Es is ja möglich, daß ihr's bei uns gar nicht gefällt. Sie is es doch jetzt ganz anders gewöhnt, you know; wenn sie auch bloß 'n paar Monat' mit ihrem Mann gelebt hat. Gott der Gerechte, das Haus hätten Sie sehen sollen, was ihr Mann da hingestellt hat! Ein Palast, ein wahrhaftiger Palast! Und der Park drum herum — wenigstens für 20 000 Taler Hartholz. Die Natur is großartig da draußen in Montana. So die Berge und Wälder, die haben wir hier nich.

Robert. Ich will Ihnen was sagen, John; Sie müssen Ihre Frau Schwägerin solange hier halten, bis ich sie gemalt habe. Ich muß sie malen. Ich habe noch selten so ein interessantes Gesicht gesehen. Und eine Gestalt — wundervoll! Ich muß sie malen, lebensgroß, in dem schwarzen, enganschließenden Seidenkleid, das sie gestern anhatte, als sie kam.

John. Ja, tun Sie das nur. Das wird die Rebekka auf andere Gedanken bringen. Sie interessiert sich sehr für Kunst. Sie wissen ja, daß sie auch gemalt hat, früher.

Robert. Freilich, freilich, ebendeshalb dachte ich —

Beckmann. Mrs. Sanders wird wohl Besseres zu tun haben, als dir Modell zu sitzen.

Robert. Ach so — du hörst zu? — Warum denn nicht, wenn's ihr Vergnügen macht?

Beckmann. Ich finde es taktlos, von einer Dame, die man eben kennen gelernt hat, ohne weiteres

zu erwarten, daß sie sich als Modell taxieren lassen soll.

Robert. Erstens habe ich Mrs. Sanders nicht „taxiert", sondern gesagt, sie sei schön; und zweitens hoffe ich, sie noch besser kennen zu lernen: dann werde ich sie ersuchen, mir einige Stunden zu einem Porträt zu sitzen. Dagegen wirst du wohl nichts einzuwenden haben.

(Beckmann verläßt brummend das Zimmer.)

John. Ein bissel meschukke! Well, kann's ihm nich verdenken.

Robert. Ihre Schwägerin sollte ihn zum Vormund nehmen!

John. Lieber nich, lieber nich! Aber wie gesagt, malen Sie sie nur. Es is ganz gut, wenn sie auf andere Gedanken kommt. Die Scheidungsgeschichte hat sie arg mitgenommen. Sie wissen gar nich, was die Rebekka für ein lustig's Mädl war. Man sollt's nich glauben.

Robert. Es ist sehr traurig.

John. Nu, 's is ja jetzt gut. Sie hat den Sanders los und is frei und unabhängig. 's is eigentlich sonderbar gegangen. Der Sanders is nämlich gar kein so übler Mensch gewesen: aber wer hat gewußt, daß er so auf die Weiber aus is — einfach nach San Francisco fahren, seine Frau sitzen lassen und sich 'n paar Mätressen anschaffen; 's is ja ein Skandal. Und ich glaub' nich 'nmal, daß das alles war. 's muß noch was dahinter gesteckt haben. Sonst hätt' er nich die Hälfte vom ganzen Vermögen hergegeben. — Na ja;

das ſind ſo Sachen. Ich bin froh, daß ich die Rebekka glücklich hier hab'. Sie is 'n armes Ding, after all. Aber jetzt will ich doch mal nachſehen, warum die Damen ſo lang nich kommen, Excuse me. (Ab.)

Dritte Szene.

Robert (ſteht auf und geht zum Kaminſims; betrachtet eine dort ſtehende Photographie). Ich hätte ſie mir wirklich nicht ſo jung vorgeſtellt. Das iſt eine Pfuſcherei. (Er ſtellt die Photographie wieder weg und ſtochert im Kaminfeuer herum; währenddeſſen tritt Elſe mit Rebekka herein. Hinter ihnen John.)

John. Alſo da hätt' ich unſere Damen.

Elſe. Ganz allein, Herr Elden?

Robert. Guten Abend, meine Damen. Es iſt ſehr liebenswürdig von Ihnen, uns einen Abend zu gönnen.

Elſe. Das Vergnügen iſt ganz auf unſerer Seite, Herr Elden. Wir müſſen uns doch möglichſt bald ordentlich kennen lernen. Ich finde es ſo ungeſchickt, wenn man ein paar Tage im ſelben Haus umeinander herumläuft und ſich nur grad ſo dem Namen nach kennt. So geht's dir doch auch, Rebekka?

Rebekka. Ich freue mich ſehr, mit den Herren bekannt zu werden.

Robert. Mein Vetter wird wohl bald wieder da ſein. Es ſcheint, er hat noch zu tun.

Elſe. Ich hörte ihn am Telephon.

John. Er hat ſich halt immer noch nicht beruhigt. Er is ganz kaput und nervös.

Robert. Mag ſein, daß er doch noch hofft. Die Zählung wird aber wohl richtig ſein.

John. Nee, um über tauſend Stimmen verrechnet man ſich nich.

Elſe. Wie findet er ſich denn drein? Ich denke mir's furchtbar peinlich. Ich möchte gar nimmer aus dem Haus gehen.

Robert. O, Beckmann kommt ſchon drüber weg, und für die Stadt iſt's jedenfalls beſſer, daß er nicht ans Ruder kommt.

Elſe. Das ſagen Sie?

Robert. Warum denn nicht!

Rebekka. Sie waren nicht für Ihren Vetter?

Robert. Wie man's nimmt, gnäd'ge Frau. Solange er bei dem demokratiſchen Programm blieb, ja. Aber nach ſeiner letzten Rede mit ihren überſpannten Reformvorſchlägen — nein. Ich konnte nicht für Beckmann ſtimmen und bin lieber zu Hauſe geblieben.

Elſe. Weiß er das?

Robert. Ich habe es ihm ſelbſtverſtändlich geſagt.

Rebekka. Wie ich höre, ſollen die Ausſichten ganz gut geweſen ſein.

Robert. Beckmann war ſeiner Sache zu ſicher. Das war der Fehler. Die bloße Hoffnung auf Erfolg iſt ihm zu Kopf geſtiegen. Er meinte, er könne mit einem Schlag alle ſeine Reformideen durchſetzen und platzte grade noch vor Tor-

schluß mit einem ganz neuen, abenteuerlichen Programm heraus. Das mußte ja die Wähler stutzig machen.

Else. Das hat John auch gesagt, gelt, Alterchen?

Robert. Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein Mensch, der doch schon seit Jahren Politik treibt, einen solchen Streich macht. Und dazu so phantastische Ideen! Nicht bloß die Schulen, wie es das Parteiprogramm verlangt hatte, nein, die Feuerwehr, das Polizeisystem, der Straßenbahntarif, die Besteuerung — kurz, die ganze städtische Verwaltung sollte nach deutschem Muster eingerichtet werden. Wie wenn das alles im Handumdrehen zu machen wäre! Wie wenn das kein Geld kosten würde! Und überhaupt — die Verhältnisse sind hierzulande doch so verschieden, daß es ein Unsinn ist, deutsche Einrichtungen übertragen zu wollen. Wir sind einmal in Amerika.

John. Na sehen Sie. Das sag' ich eben auch immer. Was einmal so is, das is eben so. Amerikaner sind wir. Ich bin ja auch von deutscher Abstammung; meine Mutter is sogar eine echte Frankfurterin und hat mich zu Haus nur Deutsch sprechen lassen. Aber wenn man immer hören muß: „So was käm' in Deutschland nicht vor", „das ist in Deutschland ganz anders", „Deutsche müßt ihr bleiben" — Well, I declare! Da hört die Gemütlichkeit auf. Wir haben auch einen Stolz. Wir sind keine Hinterwäldler. Wir wissen auch zu leben! Gott sei Dank, is aber dafür gesorgt, daß die Bäum' nich in den Himmel wachsen.

Meinen tut's der Beckmann ja gut. Aber dieſe Ideen! Du meine Güte! Dieſe Ideen! (Steht auf.)

Elſe. Wo willſt du denn hin?

John. Kinder, ihr müßt mich entſchuldigen: ich hab' mit dem Doktor Müller verabredet.

Elſe. Natürlich, ſchon wieder Skat. Kaum daß du einen Tag zu Hauſe biſt. Geh nur. Wir kommen auch ohne dich aus.

John. Well, du weißt doch, Elſe.

Robert. Alſo viel Glück!

John. Guten Abend. (Robert zuzwinkernd.) Sie kommen doch auch zur Wittib?

Robert. Ich glaube kaum. (John ab.)

Vierte Szene.

Elſe. John iſt abſcheulich. Immer dieſes Skatſpielen. „Geſchäftsrückſichten" — natürlich. In dieſer Beziehung iſt John gut deutſch.

Rebekka. Laß ihm doch ſein Vergnügen. Er hat in letzter Zeit Scherereien genug gehabt. Er hat mir oft leid getan, daß er all dieſe unangenehmen Dinge für mich beſorgen mußte.

Elſe. Rede doch nicht davon; das war ſeine Pflicht.

Robert. Sie werden ſich hier gewiß wohl fühlen, gnäd'ge Frau. Die Stadt iſt nicht übel und die Gegend ſehr reizvoll. Wenigſtens nach meinem Geſchmack. Ihr Schwager findet ſie allerdings langweilig. Statt der Berge haben wir den See. Und die Menſchen ſind im allgemeinen doch etwas ziviliſierter als draußen im Weſten.

Rebekka. Viel geistige Anregung ist unter den Grubenbesitzern, Landspekulanten und Bergleuten in Montana nicht zu holen. Hier gibt es wenigstens Kunst und Künstler.

Robert. Ist Ihnen daran so viel gelegen?

Rebekka. Meine Münchner Zeit ist die schönste meines Lebens gewesen. Ich begreife heute nicht, wie ich beinahe ein Jahr ohne Theater, ohne Konzert, überhaupt ohne jeden künstlerischen Genuß herumgebracht habe.

Robert. Ich könnte das gut. Wo man die Natur um sich hat, ist die Kunst überflüssig. Und ich persönlich fühle mich zum Beispiel im Verkehr mit den sogenannten Brüdern im Apoll stets unbehaglich. Ich meide sie, so gut ich kann.

Rebekka. Vielleicht, weil Sie das zuviel haben, was mir ganz fehlte, oder weil Ihre Kollegen Ihnen nicht ebenbürtig sind?!

Robert. O, so hab' ich's nicht gemeint. Was denken Sie von mir, gnäd'ge Frau! Nein, nein!

Rebekka. Es ist aber doch kein Künstler hier, der sich mit Ihnen messen kann. Zwar habe ich leider keine Ihrer Arbeiten im Original gesehen, aber Zeitschriften mit Reproduktionen Ihrer Bilder sind auch zu uns in den Westen gekommen.

Robert. Nein, nein. Beschämen Sie mich nicht, das ist es nicht.

Else. Sie sind immer zu bescheiden, Herr Elden. Ich hab's Ihnen schon oft gesagt. Ein anderer an Ihrer Stelle würde viel mehr aus sich machen.

Robert. Ich habe nur das Bedürfnis, mit Menschen zu verkehren, die nichts sind und nichts sein wollen als Menschen.

Rebekka. Und der Künstler — ist nicht er nach dem Wort des Dichters der allein wahre Mensch?

Robert. Mir kommt es nicht so vor. Der Künstler hat immer ein Ziel vor Augen, das er nie erreichen kann. Er muß immer wollen, wollen. Jeder andere darf einfach Mensch sein, leben wie er ist. Das finde ich herrlich. Das möchte ich können. — Wenn ich mit anderen Künstlern zusammen bin, macht es mich melancholisch, all die ringende Kraft zu sehen, die nie zum Ziele kommt. Ich werde mir bewußt, daß auch ich immer nur ein Halbes sein kann; daß ich das, was ich in mir fühle, was ich schaue, nie ganz gestalten; daß ich nicht einmal mich selbst, geschweige denn die Natur um mich, darstellen kann. Komme ich dann heim und sehe mein Gepinsel, so möchte ich meine ganze Malerei an den Nagel hängen. Und doch läßt mir der Trieb, es immer von neuem zu versuchen, keine Ruhe.

Rebekka. Wenn Sie auch selbst mit Ihren Arbeiten nie zufrieden sind, so geben Sie doch Ihren Mitmenschen so viel Schönes — gewährt Ihnen dieses Bewußtsein keine Befriedigung?

Robert. Eine Befriedigung zweifelhafter Art — wenn ich etwas annähernd Gutes fertig gebracht habe, dann gefällt es weder dem Publikum noch der Kritik. Ein flüchtiger Einfall, eine harmlose Spielerei — das findet Anklang. Es ist wirklich oft zum Verzweifeln.

Rebekka. Und doch denke ich es mir schöner, nach dem Höchsten sich zu sehnen, auch wenn man es nicht erreicht, als mit dem Durchschnittsvolk das Leben zu genießen.

Robert. Ja gewiß; natürlich. Aber was heißt genießen? Was heißt leben? Das Leben selbst ist doch unendlich viel mehr wert als die Fähigkeit, Abschnitte dieses Lebens in mehr oder weniger unvollkommene Formen zu fassen. Es muß doch etwas geben, das ganz außerhalb der Kunst liegt, — was der Mensch, auch der Künstler, als einfache Naturerscheinung, in sich selbst besitzt, sein eigen nennt, was er genießen kann, was ihn einmal im Leben ganz glücklich und befriedigt macht.

Rebekka. Glauben Sie, Herr Elden, daß das möglich ist?

Robert. Einmal in jedem Menschenleben, ja. Das muß möglich sein. Wenn auch nur einen Tag, eine Stunde. Wenn ich darauf nicht hoffen könnte, hätte das Leben für mich gar keinen Zweck.

Rebekka. Ich habe eine solche Hoffnung längst aufgegeben und lebe doch noch. Ich meine, auch das Leben des Nicht-Künstlers ist nur eine kärgliche Abfindung mit größeren oder kleineren Übeln.

Robert. O gnädige Frau, so dürfen Sie nicht sprechen. Das Leben hat für Sie gewiß noch viel Schönes aufgespart.

Rebekka. Sie sind zu beneiden, Herr Elden, daß Sie noch so jung fühlen können.

Fünfte Szene.

Beckmann (eintretend). Guten Abend, meine Damen. Verzeihen Sie nur, daß ich so unhöflich war, wegzulaufen. Sie können sich wohl denken, daß ich heute etwas außer Ordnung bin. Vielleicht werde ich leider bald weggerufen werden: Komiteesitzung — gegenseitige Tröstung der Besiegten, Sie wissen ja.

Else. Lassen Sie sich nur gar nicht abhalten.

Beckmann. Ein paar Minuten werde ich mir schon das Vergnügen Ihrer Gesellschaft gestatten dürfen.

Rebekka. Wir hatten gehofft, Ihnen gratulieren zu können.

Beckmann. Sehr liebenswürdig, Mrs. Sanders.

Rebekka. Sie werden sich wohl schwer darein finden, die Agitation noch einmal zwei Jahre zu betreiben.

Beckmann. O das tu' ich gar nicht. Dazu bin ich mir zu gut.

Else. Ei was; und die Partei?

Beckmann. Die sollen sagen, was sie mögen. Auf keinen Fall setze ich mich ein zweitesmal einer Niederlage aus. Ich erreiche mein Ziel auch so. Ob an der Spitze der Stadtverwaltung oder im Kampf gegen sie, das ist im Prinzip gleichgültig. Ich bin entschlossen, den Kampf aufzunehmen und auf das ganze Land auszudehnen. Es wird mit der Ausführung meiner Pläne etwas langsamer gehen; aber es wird gehen.

Else. Das freut mich aber, daß Sie sich so schnell gefaßt haben. Ich hätt's Ihnen gar nicht zugetraut.

Robert. Ich möchte ſtark bezweifeln, ob die Partei da mittut.

Beckmann. Dieſe Partei brauche ich gar nicht. Ich brauche in Zukunft nur die Hilfe der gebildeten Deutſchen. Und die wird mir nicht ausbleiben. Mit dem wankelmütigen Pöbel iſt doch nichts anzufangen.

Robert. Du haſt dich aber ſehr raſch anders beſonnen!

Beckmann. Wieſo, mich anders beſonnen?

Robert. Du läßt ohne Überlegung fallen, was jahrelang dein einziges Streben war, oder zu ſein ſchien.

Beckmann (heftig). Was weißt denn du von meinem Streben? — Verzeihen Sie, meine Damen, wir ſollten ja nicht politiſieren; aber ich könnte jetzt wirklich über nichts Unbedeutendes ſprechen. Mein Herz iſt ſo voll von dieſen Dingen.

Rebekka. Wir ſprachen von Ihren Plänen, ehe Sie kamen.

Elſe. Tun Sie Ihren Gefühlen keinen Zwang an. Wir ſind aufs Schlimmſte gefaßt.

Beckmann. Wenn Sie mich ausſpotten —

Elſe. Wer wird Sie auch ausſpotten, Herr Beckmann! Sie ſollten mich doch allmählich beſſer kennen!

Beckmann (überlegen). Mein einziges Streben war, das Deutſchtum in dieſem Lande emporzubringen. Das iſt und bleibt mein Ziel. Das Deutſchtum iſt das wichtigſte Ingrediens der amerikaniſchen Nation, der bedeutendſte Kulturfaktor in dieſem Staatengebilde. Als ſolcher muß das Deutſchtum

gefördert, muß es vor allem anerkannt werden. Das habe ich ja schon hundertmal gesagt und geschrieben.

Robert. Ganz schön. Wie kannst du aber das Deutschtum heben ohne die Deutschen?

Beckmann. Ich will sie im Gegenteil enger an mich binden.

Robert. Vorhin sprachst du aber anders. Du wolltest auf die Hilfe des Pöbels verzichten.

Beckmann. Gewiß, des Pöbels, der verständnislosen Masse. Ich werde mich von nun an ausschließlich an den Mittelstand und die gebildeten Kreise wenden.

Robert. Daß die von deinen Ideen nichts wissen wollen, haben sie heute gezeigt. Du weißt so gut wie ich, daß die deutschen Wähler hier fast alle dem besser situierten Mittelstand angehören.

Beckmann. Aber sie verschwinden unter den anderen Nationalitäten. Sie müssen organisiert werden. [Sie müssen sich zu einer ausgesprochen deutsch-demokratischen Partei zusammenschließen, damit sie nicht vom internationalen Amerikanertum aufgesaugt werden.] So wie es jetzt ist, wissen die Deutschen gar nicht, wie mächtig sie sein könnten, wenn sie einig wären. Sie haben kein Selbstvertrauen und deswegen mißtrauen sie jedem, der sie deutsch erhalten will.

Robert. [Das klingt aber sehr verschieden von dem, was du immer gepredigt und geschrieben hast.] Die Deutschen deutsch erhalten, ja, das lasse ich mir als geborener Deutscher gefallen — als amerikanischer Bürger würde ich auch dagegen protestieren.

Aber die Amerikaner zu Deutschen machen, eine natürliche Entwicklung aufhalten und vollends alle möglichen äußeren Einrichtungen von Deutschland importieren wollen —

Beckmann. Ich will keine äußeren Einrichtungen importieren, sondern ich will die Früchte einer kulturellen Entwicklung, die auf der ganzen Welt nicht ihresgleichen hat, diesem jungen Lande zugute kommen lassen.

(Else verläßt mit einem verzweiflungsvollen Seufzer das Zimmer.)

Robert. Als ob das nicht so wie so geschehen würde!

Beckmann. Du hast mich freilich nie verstanden. Du gibst dir offenbar auch gar keine Mühe, mich zu verstehen. Sehen Sie, Mrs. Sanders, wie man zu kämpfen hat. Die nächsten Freunde — absolute Verständnislosigkeit. Und das ist noch der geringste Feind, der zu überwinden ist. Ein Heer von Bosheit; die gemeinsten Intrigen, konfessionelle Händel, kleinlichste Eifersucht, Neid, Egoismus — ach Sie ahnen nicht, wie es unter den Deutschen Amerikas aussieht. Eine Sisyphusarbeit, da etwas ausrichten zu wollen; eine Sisyphusarbeit.

Rebekka. Ob Sie sich Ihre Aufgabe nicht zu schwer gemacht haben? Ob die Ausführung Ihrer Gedanken überhaupt möglich ist?

(Else kommt mit einer Schale Konfekt zurück und bietet an; Beckmann lehnt ab.)

Beckmann. Nichts ist unmöglich. Was könnte nicht erreicht werden, wenn alle die, die ihrer Bildung nach dazu verpflichtet wären, sich als Deutsche fühlen und geltend machen würden! Aber gerade

unter den sogenannten gebildeten Deutschen gibt es viele, die sich ihres Deutschtums schämen. Das muß anders werden.

Rebekka. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es Leute geben soll, die sich ihrer Abstammung schämen.

Beckmann. O, Sie kennen die Menschen nicht. Wissen Sie, wer am treuesten zum Deutschtum hält? Wer am freigebigsten zu gemeinnützigen Zwecken beisteuert? Wer zum Beispiel diese ganze, nun doch mißglückte Wahlkampagne bezahlt hat? Das wissen Sie nicht. Ich will es Ihnen sagen: die Bierbrauer und die Wirte!

Robert. Dann mußt du aber den Damen auch erklären, warum. Es handelt sich nämlich nicht nur um das Schulwesen, sondern auch um die Sonntagsgesetze. Wenn die Wirtschaften am Sonntag geschlossen bleiben, wie's die Amerikaner durchsetzen wollen, so haben die Wirte und Bierbrauer den Schaden. Das Biertrinken gehört eben auch zu den Kulturfrüchten Deutschlands.

Beckmann (will auffahren, beherrscht sich aber, als die Damen lachen). Und wenn hundertmal materielle Interessen dabei ins Spiel kommen — das will ich gar nicht ableugnen —, diese egoistische Freigebigkeit der Bierbrauer nützt der großen Sache mehr als das feige Vornehmtun und Amerikanischseinwollen gewisser feiner Herren. Ich wollte, ich könnte Sie, Mrs. Sanders, für unsere Sache gewinnen. Sie sind ja auch auf deutschem Boden aufgewachsen. Sie müssen verstehen, was ich will. Es ist ein so großes und herrliches Werk.

Rebekka. Ich muß gestehen, Herr Beckmann, Ihre Ansichten scheinen mir sehr interessant, wie soll ich mich aber dafür begeistern können? Solche Dinge liegen mir ganz fern.

Beckmann. O, Sie werden sich rasch hineinleben können. [Sie müssen Interesse daran finden. Es handelt sich ja um nichts mehr und nichts weniger als um die Erhaltung unserer angeborenen Lebensrechte.] Ich habe einen großartigen Plan. Seit Jahren gehe ich damit um. Die Politik sollte mir den Weg ebnen. Heute fiel es mir wie Schuppen von den Augen, daß diese Art Politik nur auf Irrwege führt. Die Reform muß von innen kommen, langsam, organisch wachsen. Es muß eine geistige Zentrale des Deutschtums geschaffen werden, ein Mittelpunkt, von dem aus alle deutschen Bestrebungen des Landes einem gemeinsamen Ziele entgegen geleitet werden — [eine Universität im riesigsten Maßstab; eine Hochburg des theoretischen und praktischen Wissens, dessen Früchte durch massenhafte Publikationen über die ganze Union verbreitet werden.]

Robert. Lieber Hugo, ich glaube, diese Utopie —

Beckmann. Es ist keine Utopie. Mit Geld läßt sich alles machen. Man darf nur sehen, wie die Amerikaner die größten Bildungsanstalten aus dem Boden stampfen. Wir Deutsche können das auch. Die Mittel lassen sich aufbringen. Es muß nur einmal ein Anfang gemacht sein. Wenn jeder Deutsche sich nach Kräften am Werk beteiligt — Sie, Mrs. Sanders, könnten viel helfen, sogar

den Ausschlag geben, indem Sie das erste Grundkapital zeichnen — zehn-, zwanzigtausend Dollars würden rasch die zehn- und hundertfache Summe nach sich ziehen. Sie haben in Ihrem Privatleben leider traurige Erfahrungen machen müssen — beteiligen Sie sich am öffentlichen Leben. Sie werden über die Sorge für die Gesamtheit Ihren persönlichen Kummer vergessen.

Rebekka (sich erhebend). Ich wünsche Ihnen allen Erfolg in Ihren Bestrebungen; aber ich wüßte nicht, inwiefern ich Ihnen helfen könnte. Sie überschätzen meine Mittel und vielleicht mich selbst auch. Ich habe wirklich keine Lust, mich irgendwie an öffentlichen Unternehmungen zu beteiligen.

Else. Überlassen wir die Politik vorläufig den Herren allein. Ich glaube, du bist müde, Rebekka. (Mit einer Gebärde gegen ihren Kopf). Ich nämlich auch.

Beckmann. Nicht wahr, Mrs. Sanders, Sie verstehen, daß ich nicht für meine Person, sondern für die Sache gesprochen habe; sonst hätte ich nicht gewagt —

Rebekka. Das verstehe ich schon. Guten Abend, Herr Beckmann, guten Abend, Herr Elden. (Sie gibt jedem die Hand; Elden küßt ihre Hand.)

Else. Gehen Sie noch zur Wittib, Herr Elden? Ja? Sie sehen auch etwas angegriffen aus; ein bißchen Gemütlichkeit wird Ihnen nichts schaden. Dann bringen Sie mir auch meinen Herrn Gemahl mit nach Hause.

Robert (lachend). Wenn er freiwillig mitgeht, ja.

(Die Damen ab.)

Sechste Szene.

Beckmann (nach einer Pause). Du tust ja schon sehr intim mit Mrs. Sanders.

Robert. Wieso denn?

Beckmann. Es ist hierzulande nicht Sitte, fremden Damen die Hand zu küssen.

Robert. Dann ist es höchste Zeit, diese schöne Sitte europäischer Zivilisation hier einzuführen — willst du das nicht auch in dein Programm aufnehmen? „Fremde Damen" ist übrigens gut.

Beckmann. Beim Teufel, du weißt wohl, was ich meine. Es ist einfach nicht Sitte und also aufdringlich. Deine Ateliermanieren sind in diesem Fall schlecht angebracht.

Robert. Hugo, ich glaube wirklich, du bist ver — na, ich will mal sagen — du bist nervös überreizt. Nimm ein kaltes Bad und leg dich zu Bett. Das ist gescheiter, als noch in eine Komiteesitzung zu gehen. Was du heut' alles zusammengeschwatzt hast — na, ich will lieber nichts mehr sagen. Bei deiner Aufregung läßt sich's ja noch einigermaßen entschuldigen. Aber du und von „aufdringlich" sprechen! 's ist ja unglaublich!

Beckmann. Ich habe dir's nie übelgenommen, daß du für meine Ideen kein Verständnis zeigtest. Ich habe gedacht, als Künstler lebst du in anderen Ideenkreisen und hältst dir den Lärm der Tagesgeschichte fern. Das war dein gutes Recht. Auch ich sehne mich aus dem bloßen Journalismus, der mir die beste Zeit und Kraft raubt, heraus. Meine

Ziele sind vielleicht ebenso hoch, wenn nicht noch höher, als die deinen. Empörend aber finde ich es, daß du mich in dieser Weise vor den Damen bloßstellen konntest, wie du's heute abend getan hast. Das habe ich wahrhaftig nicht um dich verdient. Mich lächerlich zu machen — dazu hätte ich dir zu gut sein sollen.

Robert. Mein liebster, bester Hugo — ja fühlst du denn gar nicht, wie sonderbar es ist — ich habe dich übrigens nicht lächerlich gemacht — wenn du mit deinen Phantastereien in eine harmlose Unterhaltung hereingeschneit kommst? Mrs. Parker will uns mit ihrer Schwester bekannt machen, und am ersten Abend bombardierst du sie mit deiner Politik; willst du aus der traurigen Lage einer, nach deiner eigenen Aussage „fremden Dame" Kapital schlagen! Frag dich einmal selber —

Beckmann (seine Verlegenheit zu verbergen suchend). Du weißt gut, daß ich diese faden Konversationen hasse, wo man über alles mögliche schwatzt und kein vernünftiges Wort redet. Und überhaupt waren es keine Phantastereien. Wir wollen sehen, ob du heute in fünf Jahren meine Pläne noch phantastisch zu nennen wagst! Wenn die Deutschen dieses Landes eine große starke Partei bilden und die Geschicke Amerikas in neue Bahnen lenken!

Robert. Mensch, dir ist nicht zu helfen.

Zweiter Akt.

Atelier Roberts. Mehrere Staffeleien mit angefangenen und fertigen Bildern. An den Wänden viele Bilder, Öl- und Kohlenskizzen, meist Köpfe und Figuren. Die Ecke links vom Zuschauer ist mit Diwan, orientalischen Teppichen usw. wohnlich ausgestattet. Eingangstür in der Mitte der Hinterwand. Eine zweite Tür führt rechts in ein Kabinett. Malstühle, Podium, ein Paravent; mehrere Lehnsessel. Ein Ständer mit Malgeräten. Ein Tisch, auf welchem Zeitschriften und Bücher herumliegen. Das Atelier macht den Eindruck von Wohlhabenheit, Komfort, Ordnung ohne Pedanterie.

Erste Szene.

Kohlsaat. Also es handelt sich darum, daß die Fakultät das Porträt des Präsidenten als Anfang einer Präsidentengalerie der Universität zum Geschenk machen will. Das Bild soll dieses Frühjahr bei dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum der Universitätsgründung in feierlichster Weise in Gegenwart des Gouverneurs den Universitätskuratoren überreicht und im Sitzungssaale aufgehängt werden.

Robert. Das ist alles sehr schön, sehr schön. Sie haben mir's ja bereits in Ihrem Brief auseinandergesetzt. Ich kann den Auftrag aber trotzdem zu diesem Preise nicht übernehmen. Tut mir sehr leid, aber ich kann es nicht.

Kohlsaat. Wir wollen selbstverständlich nicht handeln, Herr Elden. Wir dachten nur, nachdem einmal die Fakultät die siebenhundertfünfzig Dollars ausgesetzt hat — eine für unsere Mittel gewiß ganz respektable Summe — so könnten Sie sich wohl damit zufrieden geben, da ja der Auftrag an und für sich schon eine Ehrung Ihrer Künstlerschaft bedeutet. Auch würde das Bekanntwerden dieses Auftrags Ihnen sicherlich indirekt weitere Vorteile bringen.

Robert. Ich bin kein Spekulant, Herr Professor. Ich habe Ihnen gesagt, daß der Kopf Ihres Präsidenten für mich keinerlei künstlerische Reize besitzt. Ihn zu malen, würde mich eine große Überwindung kosten, die meines Erachtens mit tausend Dollars nicht überzahlt wäre. Da Sie diese Summe unter allen Umständen zu hoch finden, ist die Sache erledigt.

Kohlsaat. Ich kann wirklich nicht verstehen, was Sie gegen den Präsidenten haben.

Robert. Mein Gott, weiter nichts; ich kenne den Mann nicht. Ich sehe ihn manchmal auf der Straße. Er hat einen Stiernacken, eine aufgedunsene Kartoffelnase, kleine Schweinsaugen und einen herabhängenden Schnurrbart wie ein Chinese. Interessant ist ja schließlich das Gesicht, aber mir so unsympathisch, daß ich es nicht malen mag. Sagen Sie das Ihren Herren Kollegen, oder was Sie wollen.

Kohlsaat. Ich bedaure außerordentlich. Und Ihre Weigerung hat offen gestanden auch für mich persönlich etwas Peinliches. Denn die Fakultät hoffte,

daß Sie meine engen Beziehungen zu Ihrem Vetter doch auch in Betracht ziehen würden.

Robert. Auch meinem Vetter zulieb kann ich Ihnen keine andere Antwort geben. Überdies wüßte ich nicht, daß er für Ihren Präsidenten, der als Stockamerikaner bekannt ist, besonders begeistert wäre. Also ich bedaure lebhaft. Im übrigen danke ich Ihnen, Herr Professor, für Ihre freundliche Absicht. (Es klopft.)

Kohlsaat. Ich will Sie nicht länger aufhalten. Empfehle mich. Guten Nachmittag, Herr Elden.

Robert. Guten Tag, Herr Professor. (Robert führt Professor Kohlsaat zur Tür und empfängt die Damen.)

Zweite Szene.

Robert. Wie pünktlich Sie sind!

Else. Nicht wahr, das hätten Sie uns nicht zugetraut!

Robert. Um so größer die Freude.

Else. Wirklich? Haben Sie keine Angst, Herr Elden. Ich werde gleich das Feld räumen. Anstandshalber mußte ich ja Rebekka heraufbegleiten. Denken Sie sich nur, wie schrecklich, wenn sie allein gekommen wäre und Ihren Vetter bei Ihnen getroffen hätte! Herr Beckmann hätte es sehr unladylike gefunden. Nicht wahr?

Robert (lachend). Sehr wahrscheinlich.

Rebekka. Else, ich bitte dich, ich bin doch kein Backfisch.

Else. Nun? Hab' ich am Ende nicht recht? Unser guter Herr Hugo Beckmann findet ja alles shocking was wir Amerikanerinnen tun. Wir sind ihm viel

zu emanzipiert. Nimm dich nur in acht vor diesem Tugendwächter! Sag ihm ja nicht, daß du allein hier gewesen bist. Ich gehe nämlich jetzt wieder. Wenn du willst, hole ich dich ab? Wie lange soll denn die Sitzung dauern, Herr Elden?

Robert. Das kommt ganz auf die gnäd'ge Frau an.

Else. Ach was, Rebekka kommt einfach runter, wenn sie genug hat. Ich gehe so wie so ein bißchen aus. Ich bin ja von der Pensionsmutter zur Freifrau avanciert. Also machen Sie meine Schwester recht schön. Goodbye, children.

Robert. Adieu, auf Wiedersehn.

Else (an der Tür). Darf man wissen, wer dieser würdige Herr mit der roten Nase und der verdutzten Miene war?

Robert. Den müssen Sie doch schon gesehen haben — Professor Doktor Kohlsaat von der Staatsuniversität.

Else. Ach, der berühmte Kohlsaat, der für die Abendpost die Rezensionen schreibt?

Robert. Derselbe, der treueste Mitarbeiter Beckmanns.

Else. So, der will sich doch nicht malen lassen!

Robert. Das nicht, er hat sich nur nach etwas erkundigt.

Else. Also Geschäftsgeheimnis. Ich verstehe. Jetzt geh' ich aber wirklich. (Ab).

Dritte Szene.

Robert. Ich weiß es sehr zu schätzen, gnädige Frau, daß Sie gekommen sind.

Rebekka. Ich habe es Ihnen ja versprochen.

Robert. Ich hoffe nur, daß ich etwas Ordentliches zustande bringe, damit sich Ihre Mühe lohnt.

Rebekka. Sie haben übrigens ein reizendes Atelier. Ich bin ganz erstaunt, wie gemütlich es ist. Da muß ja das Arbeiten eine Lust sein.

Robert. Ja, es gefällt mir allmählich selbst.

Rebekka. Darf ich mich nicht ein wenig umschauen?

Robert. Aber freilich, mit dem größten Vergnügen.

Rebekka. Wenn ich Ihre Bilder ansehe, Herr Elden, dann begreife ich nicht, wie Sie jemals melancholisch sein können. Ihre Farben haben etwas ungemein Frisches.

Robert. Finden Sie?

Rebekka. Haben Sie das hier absichtlich so in die Ecke gestellt?

Robert. Ich will's hervorholen, wenn Sie wünschen.

Rebekka. Wenn es Ihnen nicht zuviel Mühe macht.

Robert. So; schon geschehen! (Pause.) Mein Schmerzenskind.

Rebekka (bewundernd). Das haben Sie gemalt?

Robert. Es ist noch nicht fertig. Wird's wohl auch nie werden.

Rebekka. Doch, es ist fertig. Es ist wunderbar, so wie es ist. Diese Sehnsucht, die aus den Augen, aus den halbgeöffneten Lippen, aus dem ganzen Gesicht, dem ganzen Körper glüht —

Robert. Sie finden das wirklich in dem Bild ausgedrückt? Ich nicht. Es bringt mich rein zur Verzweiflung. Ich kann's nicht herauskriegen, so wie ich's in mir habe.

Rebekka. Doch, doch. Ich könnte mir das Bild gar nicht anders denken. Nur eins kann ich nicht verstehen — verzeihen Sie, Herr Elden — steht da nicht in der Ecke „Bacchantin"?

Robert. Ach, das ist ja das Unglück! Ich wollte die feine Mischung psychischen und physischen Liebesverlangens, die eigentümlich erregte Stimmung eines Sommerabends andeuten. Aber das geistige Element fehlt ganz, nur die Sinnlichkeit kommt zum Ausdruck. Es ist nichts als ein weiblicher Akt. Aus Ärger hab' ich Bacchantin drunter geschrieben und das Bild so ausgestellt. Die Kritiken waren glänzend und dumm. Verkauft hab' ich's nicht, wie Sie sehen. Für Nuditäten sind die Amerikaner komischerweise noch zu prüde, so frei sie sonst denken. Da steht nun die Bacchantin, und ich besinne mich, ob ich sie nicht wieder von der Leinwand wegkratzen soll.

Rebekka. Das wäre eine Sünde, Herr Elden. Bitte, lassen Sie das Bild. Mir gefällt es so. Ich möchte es gerne — wie sollte es denn ursprünglich heißen?

Robert. Ich hatte noch keinen Namen dafür. Es sollte sich den Namen selbst geben, wenn's fertig wäre. Es sollte die Sehnsucht nach Liebe und Glück verkörpern, alles, was man in das Wort Sehnsucht legen kann. Aber dieses Wort hätte nicht der Name des Bildes sein dürfen. Sehnsucht, Verlangen — diese Wörter sind so inhaltslos, hart und leer. Die Sprache hat kein Mittel, ein Gefühl auszudrücken, das keine Grenzen kennt. Im

Bilde ſollte es möglich ſein, ein ſolches Gefühl, eine ſolche Stimmung wenigſtens anzudeuten.

Rebekka. Sehnſucht, Verlangen, Erwarten, Wünſchen, Hoffen — all dies finde ich in Ihrem Werk — und Sie ſelber nicht. Sie ſehen, ich hatte jüngſt recht, als ich ſagte, daß der Künſtler ſeinen Nebenmenſchen immer noch genug bietet, wenn er auch ſelbſt von ſeinem Werk unbefriedigt iſt. — An dieſem hier müſſen Sie aber doch eine Freude haben?

Robert. Nun, das iſt ſo eine Spielerei.

Rebekka. Die beiden erfüllen offenbar Ihr Ideal von naiver Lebensfreude. Entzückend, wie der kleine Bengel ſich auf die Zehenſpitzen ſtellt, um dem Mädchen die Blumen in den Schoß zu legen. Und das glückliche Lächeln des Mädchens —

Robert. Ich kann ſonſt die ewigen Amorettenbilder nicht ausſtehen. Aber wie ich dieſen ſtillen Erdenwinkel ſah — das Motiv zur Landſchaft iſt nämlich vom Inſelpark draußen —, die grüne Wieſe, den blauen Himmel drüber und das Waſſer des Sees durch die Bäume ſchimmernd, da ſtand auch ganz von ſelbſt dieſe Gruppe vor mir, wie Sie jetzt ungefähr auf dem Bildchen da feſtgehalten iſt.

Rebekka. Wie ſchön das Blau und Grün der Landſchaft mit dem hellen Gewand des Mädchens harmoniert! Wie das alles leuchtet und lebt! Man kann ſich gar nicht ſatt ſehen daran. — Sie malen wohl viel mit Tempera?

Robert. Seit ein paar Jahren, ja. Öl allein hat ſo was Stumpfes, Schweres, Schmieriges.

Rebekka. Das hab' ich auch immer gefunden. Ich habe nämlich — Sie werden das lächerlich finden — früher ernstlich davon geträumt, Malerin zu werden.

Robert. Wie sollte ich das lächerlich finden, gnäd'ge Frau! Durch Ihre Geschwister wußte ich ja davon. Sie haben in München und Paris studiert, nicht wahr?

Rebekka. In München habe ich Unterricht gehabt, in Paris habe ich mich — in Paris habe ich den Mann kennen gelernt, dessen Namen ich trage. —

Robert. Es wäre schade, wenn Sie Ihre Studien nicht wieder aufnehmen würden.

Rebekka. Vielleicht tu' ich's auch; vielleicht hatte ich aber mehr Neigung als Talent.

Robert. Sie können sich denken, wie ich mich darauf freute, Sie kennen zu lernen, als ich hörte, Sie seien in München gewesen. Ich verdanke ja selbst meine ganze Ausbildung München. Paris habe ich merkwürdigerweise nie gesehen. Und das hat mir den Anfang in diesem Lande ziemlich schwer gemacht.

Rebekka. Wir vergessen ganz, warum ich hier bin. Wollen wir nicht anfangen?

Robert. Gerne, wenn Sie Lust haben. Wollen Sie sich hierher setzen? — Ich möchte, wie gesagt, zunächst nur mal eine oder zwei Kopfskizzen machen. Nachher dann, das heißt, wenn Sie Geduld genug haben, gnäd'ge Frau, möchte ich die ganze Figur malen.

Rebekka (hat sich in den Lehnstuhl auf dem Podium gesetzt). Ist es so recht?

Robert. Ein bißchen mehr nach links, wenn ich bitten darf. So ist's gut. (Macht einige Striche.)

Rebekka. Ein sonderbares Gefühl, wie all die Köpfe auf einen herunterschauen.

Robert. Die sehe ich schon lange nicht mehr. — Aber verzeihen Sie mir, wenn ich mir eine Bemerkung erlaube — könnten Sie nicht vielleicht Ihr Haar etwas höher stecken? So sieht man von der Stirne fast gar nichts.

(Rebekka steckt während des Folgenden ihre Haare höher.)

Robert. Sie haben so eine herrlich gewölbte Stirne. Ich kann nicht verstehen, daß Sie sie nicht mehr zeigen.

Rebekka. Das tut die Mode, Herr Elden, nicht ich.

Robert. Halten Sie viel auf Mode?

Rebekka. Ach Gott, es wäre ja langweilig, wenn man immer denselben Kleiderschnitt und dieselbe Hutform tragen müßte.

Robert. Selbstverständlich; ganz meine Ansicht — soweit die Mode geschmackvoll ist. Aber gerade diese Locke in die Stirne herein war das einzige, was mir an Ihnen nicht gefiel.

Rebekka (heiter). Dann werde ich damit in Zukunft Ihr Auge nicht mehr beleidigen. Sie haben übrigens recht. Es war eigentlich nur Gedankenlosigkeit von mir.

Robert. Sie waren wohl nicht darauf gefaßt, daß Sie sich kommandieren lassen müßten?

Rebekka. Wenn's nicht schlimmer kommt — (Es klopft.)

Robert. Entschuldigen Sie, einen Moment, gnädige Frau! —

* * *

(Robert eilt zur Türe, die aufgegangen ist. Man sieht ein aufgetakeltes Frauenzimmer mit einer kleinen Handtasche.)

Das Frauenzimmer. Modell gefällig, schöner Herr!

Robert. Laufen Sie nicht einfach ins Atelier herein; ich brauche Sie nicht.

Das Frauenzimmer. Ich hab' einen schönen Akt. Vielleicht ein andermal? Hm? (Lacht Robert frech an und macht gegen Rebekka eine Grimasse.)

Robert. Unverschämte Person! Hinaus! (Drängt sie hinaus und schlägt die Türe zu.) — Das ist der große Fehler an diesem Atelier, daß es keinen abgeschlossenen Vorplatz hat. Ich habe sonst immer geschlossen, solange ich arbeite.

Rebekka. Schließen Sie doch ab!

Robert (scherzend). Wenn es Ihnen nicht unheimlich wird.

Rebekka. Vor Ihnen habe ich keine Angst.

Robert (indem er den Schlüssel herumdreht). So, jetzt bleiben wir hoffentlich ungestört. Wir müssen das schöne Licht noch ausnützen, es wird so früh dunkel. (Wieder an der Staffelei.) Aber Sie waren vorher etwas mehr nach der Seite gedreht. So — nein, noch eine Idee näher zu mir her, wenn ich bitten darf. So, jetzt ist's gut. Danke.

Rebekka. Ich will mich ruhig verhalten, wie eine Statue.

Robert. O, ein wenig sprechen dürfen Sie schon. Der Ausdruck würde sonst gar zu steinern. (Schweigen. Man hört einen Augenblick nur den Kohlestift über das Papier streichen. Robert setzt ab und schaut Rebekka bewundernd an. Unwillkürlich dreht sie den Kopf nach ihm. Wie verlegen tritt er rasch wieder hinter die Staffelei.)

Rebekka. Jetzt habe ich mich doch bewegt. — (Mit einem Ruck wieder in der richtigen Stellung, aber ohne Robert

anzusehen.) Sie sagten vorhin, es habe Ihnen anfangs geschadet, daß Sie nicht in Paris waren? Wie ist denn das möglich?

Robert. Es ist ja ein alter Jammer, daß die Amerikaner von deutscher Kunst nichts wissen, oder nichts wissen wollen. Paris bestimmt in Kunstsachen den Geschmack ebenso, wie in der Kleidermode. Wie ich hierher kam, hatte ich eine Masse Studien, ein paar Bilder zum Ausstellen, ein Paket anständiger Kritiken und gute Empfehlungen von meinen Münchner Lehrern. Aber es ging einfach nicht. Ich war ein volles Jahr in Neuyork, ohne daß ein einziger Auftrag gekommen wäre. Verkauft habe ich auch nichts. „Ja, wenn Sie von Paris her Verbindungen hätten!“ hieß es oft. Lächerlich —

Rebekka. Und dann?

Robert. Dann schrieb mir Hugo, der seit zwei Jahren hier an der Abendpost beschäftigt gewesen war, ich solle zu ihm kommen. Er sei jetzt in die Redaktion eingetreten, habe ein gutes Gehalt, sei in der Stadt bekannt; kurz, er werde sich schon für mich ins Zeug legen und Reklame machen. Ohne Reklame käme man in Amerika nicht vorwärts. Damit hat er auch recht gehabt.

Rebekka. Und dann ging's auf einmal?

Robert. Nun, Hugo rührte ordentlich die Trommel für mich. Ich stellte meine Sachen aus, zeichnete viel für die illustrierte Sonntagsausgabe der Abendpost, gab Malunterricht. Da kam dann ein Auftrag nach dem andern.

Rebekka. Das war sehr schön von Ihrem Vetter.

Robert. O, ich werde 's ihm nie vergessen. Er ist der beste Mensch von der Welt. Man muß ihn ja gern haben, trotz seinen Absonderlichkeiten. Wir wohnen jetzt fünf Jahre zusammen, drei davon hier in diesem Haus, und sind immer vorzüglich miteinander ausgekommen. Nur im letzten Vierteljahr, nachdem die Wahlagitation angefangen hatte, kam es manchmal zu etwas stürmischen Auseinandersetzungen. Aber das ist ja nicht schlimm. In ein paar Wochen, wenn sich die Flut der politischen Debatten wieder verlaufen hat, wird es keinen Streit mehr geben.

Rebekka. Sonderbar, daß Herr Beckmann so urdeutsch geblieben ist, und Sie sich so ganz ins amerikanische Leben hineingefunden haben. Ist Ihnen nie der Wunsch gekommen, ins alte Vaterland zurückzukehren?

Robert. Ich war in den sechs Jahren nicht mehr drüben.

Rebekka. Ich sollte meinen, gerade als Künstler müßten Sie das Bedürfnis fühlen, sich von Zeit zu Zeit wieder in Europa umzusehen.

Robert. In mancher Beziehung haben Sie recht. [Aber ich habe mich drüben an Museen und Galerien so satt gesehen, daß ich lange einen förmlichen Ekel davor hatte. Auch kommt man zu keinem eigenen Empfinden, wenn man immer darauf sieht, wie's die anderen machen oder gemacht haben. Freilich sollte ich in Fühlung bleiben mit der modernen Kunstbewegung. Wahrscheinlich gehe

ich auch nächſtes oder übernächſtes Jahr hinüber.] Es waren rein perſönliche Gründe, die mich bis jetzt zurückhielten. Gewiſſe Erinnerungen liebt man nicht aufzufriſchen. Aber eigentlich iſt das eine Sentimentalität von mir geweſen. Wenn ich jetzt objektiv darüber nachdenke, kann ich mich ſelbſt nicht verſtehen. — Wollen Sie ausruhen, gnäd'ge Frau?

Rebekka. Ich bin noch nicht müde.

Robert. Sie dürfen mich nicht für ſo oberflächlich halten, als ob ich mein deutſches Vaterland verleugnen wollte. Ich war ſechsundzwanzig Jahre alt, als ich auswanderte. Da wurzelt die Heimatliebe zu tief im Herzen, als daß man ſie je ausreißen könnte. Ich habe es oft bereut, daß ich wegging. Wenn ich es heute noch einmal zu tun hätte, würde ich in dem Lande bleiben, wo ich geboren und aufgewachſen bin, trotz allem perſönlichen Groll und Kummer. Ein Ausgewanderter iſt immer ein halber Menſch, ein internationaler Krüppel. Hat man aber den Schritt getan, dann heißt es: „entweder oder". Man muß die Konſequenzen ziehen, ſonſt verliert man überhaupt jeglichen Halt. Mein Vetter hat die Konſequenzen nicht ziehen können; das iſt ſein Unglück.

Rebekka. Ich fühlte wohl, daß jüngſt bei der Oppoſition gegen Herrn Beckmann weniger das Herz aus Ihnen ſprach als der Verſtand.

Robert. Und die Pflicht, und die Dankbarkeit. Ich habe dieſem Lande unendlich viel zu verdanken.

Rebekka. Ja — Dankbarkeit. Das ist wohl das stärkste Band zwischen der Union und ihren neuen Bürgern. Ohne Dankbarkeit gibt es auch kein Pflichtgefühl und keine Liebe. — Mich bindet weder Pflicht noch Liebe. Auch drüben nicht. — Ich könnte ebensogut in Brasilien sein, oder in Hawaii, oder in Rußland. —

Robert. O, sagen Sie das nicht! (Sieht sie glühend an.)

Rebekka (ohne auf ihn zu achten). Ich habe noch nie eine Heimat gehabt. Was andere Heimatgefühl nennen, das kenne ich gar nicht. Einmal ja, da glaubte ich, ich hätte ein Heim, wenn auch kein Vaterland. — Aber, was rede ich da. Es geht nicht mir allein so. Man darf nicht Jude sein in dieser Welt. Man ist überall verachtet, wie eine minderwertige Sache.

Robert. Sie sehen schwarz, gnädige Frau!

Rebekka. Ach, ich sehe die Dinge nur, wie sie sind.

Robert. Sie müssen aber doch zugeben, daß die Amerikaner auch in Rassen- und Religionsfragen viel freier denken als die Europäer. Selbst Hugo ist in dieser Beziehung von dem amerikanischen Geist beeinflußt worden, so einseitig er sonst denkt.

Rebekka. Sie sind ein guter Mensch, Herr Elden; aber ich fürchte, auch ein schlechter Menschenkenner. Sagen Sie mir ehrlich: wohnt Ihr Vetter im Hause von Juden, weil er sie als Menschen seinesgleichen achtet, oder weil er sie — ich spreche ganz allgemein — aus Berechnung duldet? (Sie erhebt sich und setzt sich aufs Podium.)

Robert. Gnäd'ge Frau, welche Frage! — Es ist ja nur ein Zufall, daß wir hier wohnen. Wir sahen uns nach einer geräumigen Wohnung um, in ruhiger Lage, wo ich mir ein Atelier einrichten könnte. So kamen wir zu Ihren Geschwistern. Allerdings sagte Hugo mehrmals, es sei ihm ganz lieb, daß er durch Parkers mit den Geschäftskreisen der Stadt in Berührung komme. Aber eine vorausgeplante Berechnung war das sicher nicht.

Rebekka. John und Else fühlen es wahrscheinlich nicht. Aber ich fühle es. Es ist ein gewisses Etwas im Verkehr, das sich nicht in Worten beschreiben läßt. Ich habe vom ersten Augenblick an empfunden, daß Sie unbefangen und herzlich mit meinen Geschwistern und mir verkehrten. Ihr Vetter duldet uns nur. Erinnern Sie sich an den vorgestrigen Abend. Ihr Vetter will Geld, ich weiß nicht zu was für abenteuerlichen Zwecken, viel Geld. Mit den Bierbrauern allein ist ihm offenbar nicht geholfen. Er braucht auch die Bankiers und die Großhändler und die Fabrikbesitzer — und darunter sind sehr viele Juden, freilich deutsche Juden. Aber sie sind deutsch nur, solange man Geld von ihnen haben will. Nachher sind sie wieder bloß Juden. O, ich kenne das zur Genüge.

Robert. Ich glaube, Sie tun Hugo unrecht. Er ist ein gutmütiger Schwärmer.

Rebekka. O, man kann Schwärmer sein und berechnender Politiker zugleich. In mir aber hat er sich verrechnet. Ich habe den Nadelstich wohl gefühlt, den er mir versetzte. Warum sagte er

nicht zu mir: „Sie sind auch eine Deutsche?“ — das brachte er nicht über die Lippen! Es hieß: „Sie sind ja auch auf deutschem Boden aufgewachsen.“ Wie herablassend! O, wie ich diese berechnende Duldsamkeit hasse! Hundertmal lieber offene Verachtung gegen Verachtung als dies zuckersüße Gemisch von herablassender Duldung und gewinnsüchtiger Berechnung. Bitte sagen Sie ihm das. Herr Beckmann will mir ja noch einen Vortrag halten über seine Pläne. Einen Stoß Zeitungsartikel hat er mir bereits zugeschickt. Es wäre mir sehr lieb, wenn er mich mit seinen Angelegenheiten verschonen würde.

Robert. Ich habe es ihm bereits gesagt und werde es ihm auf Ihren Wunsch noch einmal vorhalten.

Rebekka. Sie hätten schon getan, was ich Sie bitten wollte?

Robert. Ich sagte ihm noch am selben Abend, daß ich sein Benehmen als Taktlosigkeit betrachte.

Rebekka. Nicht wahr, Sie geben mir recht? Sie haben es auch gefühlt? Ich danke Ihnen von ganzem Herzen! — (Es klopft stark.) Gott! (Sie begibt sich rasch wieder auf den Sessel.)

* * *

Robert (halblaut). Die Tür ist ja geschlossen. Es ist nur der Briefträger.

(Es klopft wieder. Pause. Dann hört man draußen ein Geräusch, als ob ein Brief in den Kasten geworfen würde. Schwere Tritte entfernen sich.)

Rebekka. Wie dumm. Ich bin förmlich erſchrocken. — Ich bin auch ein zu ſchlechtes Modell. Haben Sie überhaupt ſchon etwas auf dem Papier?

Robert. Gewiß. Wollen Sie's anſeh'n?

Rebekka. Aber holen Sie doch Ihre Poſt. (Sie ſteigt wieder herunter und geht zur Staffelei.)

Robert. Das hat Zeit, gnäd'ge Frau. (Mit Betonung.) Ich möchte dieſe Stunde genießen. (Sie ſehen ſich einen Moment ſchweigend in die Augen.)

Rebekka. Herr Elden, können Sie ganz aufrichtig ſein?

Robert. Bin ich nicht immer aufrichtig?

Rebekka. Ich meine ganz aufrichtig. Wollen Sie mir eine Frage ohne jeden Rückhalt und ohne jede Rückſicht auf Höflichkeit beantworten?

Robert. Jede Frage, die Sie an mich ſtellen, gnäd'ge Frau.

Rebekka. Haben Sie nie ein Vorurteil gegen uns Juden gehabt?

Robert. Doch ja, allerdings. Man wächſt ja in einem Sumpf von Vorurteilen auf. Und ich muß ſagen, daß ich heute noch kein Freund von dem Geſindel bin, das uns Rußland und Polen herüberſchickt. Aber ich weiß auch, daß die Fehler dieſer niederen Klaſſen nicht dem Judentum als ſolchem anhaften, ſondern durch ſoziale Verhältniſſe verurſacht ſind. Und ſeit ich hier im Hauſe bin, habe ich ſo viele gebildete Juden kennen und achten gelernt, daß ich ganz aufrichtig ſagen kann: wenn ich gegen Juden als ſolche je ein Vorurteil hatte, ſo habe ich es jetzt nicht mehr. Ganz und gar nicht mehr.

Rebekka. Ich glaube Ihnen. — Ich hätte sonst nicht weiter mit Ihnen verkehren können. Ich wußte ja, daß Sie anders dächten als Ihr Vetter und alle. Aber die Bestätigung aus Ihrem Munde ist mir doch viel wert. Ach, Sie wissen nicht, wie glücklich Sie sind, daß Sie nicht als Jude auf die Welt kamen. Der Fluch der Abstammung ist wie ein Gespenst, das einen durchs ganze Leben verfolgt. — (Ablenkend, auf die Skizze zeigend.) Schon so weit? — Ist das ähnlich! Habe ich solche Augen?

Robert. Ihre Augen machen diesen Eindruck auf mich. Ich glaube, ich lasse diese Skizze besser wie sie ist und versuche noch eine andere. Hätten Sie noch ein paar Minuten Geduld?

Rebekka. Warum nicht? — (Sie setzt sich wieder; er stellt einen neuen Rahmen auf die Staffelei.) Sie hatten vorhin recht mit meiner Frisur. Es sieht so besser aus. Wie soll ich mich setzen?

Robert. Wenn Sie etwa hierher sehen wollten —

Rebekka. So?

Robert. Ein wenig mehr aufwärts, bitte. So ist's gut. (Fängt an zu zeichnen.)

Rebekka. Es kommt mir eigentlich jetzt doch sonderbar vor, daß ich so hier sitze.

Robert. Aber gnäd'ge Frau, wenn Sie aufhören wollen —

Rebekka. Wenn jemand käme, Else oder John oder Ihr Vetter und fände die Tür geschlossen —

Robert. Ich mache sofort auf. (Geht auf die Türe zu.)

Rebekka. Nein, nein, lassen Sie. Es ist ja kindisch von mir. Machen Sie nur weiter.

Robert (wieder an der Staffelei). Ich fürchte, Sie sind etwas nervös geworden. Hören wir lieber auf. Sie sind es nicht gewöhnt.

Rebekka. Nehmen Sie's mir nicht übel, Herr Elden; ich glaube es selbst. Ich komme ein andermal. Morgen, wenn Sie wollen. (Scherzend.) Sie hypnotisieren mich noch mit Ihrem Blick; ich sollte nicht mehr allein kommen. (Steigt vom Podium.)

Robert. Sie können nie hypnotisiert werden, weil —

Rebekka. Warum?

Robert. Weil Sie selbst hypnotisieren. Ich habe noch nie solche Augen gesehen. Es ist unmöglich, sie zu zeichnen. Man sollte gar nicht den Versuch machen.

Rebekka. Herr Elden —

Robert (mit verhaltenem Feuer). Man vergißt alles andere, wenn man in Ihre Augen schaut. (Ernst und leidenschaftlich.) Ich kann Ihr Bild nicht malen — nie!

Rebekka. Ich glaube — ich gehe.

Robert. O gehen Sie nicht so weg. Ich bitte Sie, gehen Sie nicht so. Verzeihen Sie mir. Ich wollte Sie nicht verletzen. Ganz gewiß nicht. Glauben Sie mir. Sie wollten Offenheit von mir, weil Sie sonst nicht mehr mit mir verkehren könnten. Ich will ganz offen sein — ich muß — sonst ist jedes weitere Wort, das ich zu Ihnen rede, eine Lüge. Ich liebe Sie; ich habe Sie vom ersten Augenblick an geliebt.

Rebekka (jubelnd). O! (Dann plötzlich sich beherrschend, innig, mit gedämpfter Stimme.) Sie wissen ja gar nicht, was Sie sagen, Herr Elden. Denken Sie daran, daß ich — wissen Sie, zu wem Sie sprechen? —

Robert. O reden Sie nicht weiter. Ich weiß, was Sie ſagen wollen, ich weiß alles. Was hat das mit uns zu tun? (Sie iſt raſch auf ihn zugegangen und hat ihm die Hand gegeben.) — Du willſt mein ſein, ganz mein?

Rebekka. Dein!

Robert. Rebekka!

Rebekka. Kannſt du denn mich lieb haben?

Robert. Du ſüßes Weib —

Rebekka. Deine ſchönen Augen — haſt du denn gewußt, daß mich deine Augen gebannt hatten?

Robert. Wie konnte ich hoffen —

Rebekka. Hoffen?! Du guter, guter Mann. Ach! (Küßt ihn leidenſchaftlich.) Ich wäre ja zugrund gegangen, wenn du mich nicht gewollt hätteſt. Willſt du mich denn wirklich? Ganz gewiß? — Liebſter!

Robert. Es iſt mir wie ein Traum — du hältſt mich in deinen Armen — du — nein, nein, kein Traum; du ſelbſt — du — mein Weib.

Rebekka. Dein Weib — (Sie gehen ineinander verſchlungen zum Diwan, wo ſie ſich ſetzen.)

Robert. Weißt du, am erſten Abend, als du kamſt, da erſchienſt du mir wie eine Göttin, ſo ſchön und herrlich —.

Rebekka. O Robert — und mir ekelte vor mir ſelbſt. Wie ich dich ſah — du haſt ſolch einen wunderbaren Blick in deinen Augen; weißt du das? ſo unergründlich tief und doch ſo kindlich gut. Ach, ich dachte, wenn mir der Mann begegnet wäre — mit dieſem Blick — früher! Jetzt iſt's zu ſpät. Für mich gibt es kein Glück.

Robert. Das Glück kommt nie zu ſpät.

Rebekka. Jetzt weiß ich's auch. — Wie hab' ich dich beneidet, daß du hoffen konnteſt auf Glück! Ach, ich kann dir nicht ſagen, wie ſchwer es mir zumute war an jenem Abend; und immer, ſeit langer Zeit.

Robert. Du armes Kind — ſo jung —

Rebekka. Mein Schatz — haſt du mich lieb? wahrhaftig lieb?

Robert. Weißt du's noch nicht? Mein ſüßes Weib!

Rebekka (ſich von ihm löſend, faſt ſchreiend). Nein, nein — es iſt nicht möglich — es iſt zu ſpät, zu ſpät! O Gott, es iſt zu ſpät. (Schluchzt.)

Robert. Rebekka, Lieb —

Rebekka. O laß mich gehen. Es iſt zu ſpät. Mein Leben iſt zerſtört. Ich war ja wahnſinnig. Du wirſt mich verachten — verachten — verachten!! Laß mich, fort, nur fort! (Sie will gegen die Türe eilen; Robert hält ſie zurück.)

Robert. Ich laß dich nicht, Rebekka. Du biſt mein Glück.

Rebekka (ſeinen Kopf in die Hände nehmend, mit erſtickter Stimme). Ich bin dein Glück? Sagteſt du ſo? Ich dein Glück? Ich? Robert — Robert — du wirſt mich nie verachten? Weißt du das gewiß?

Robert. Das weiß ich ganz gewiß; ich hab' dich lieb, Rebekka.

Rebekka (birgt den Kopf an ſeiner Schulter). Ich will dir glauben, Robert. Es iſt ſo ſchön, ſo, an deiner Bruſt — ſo möcht' ich immer bleiben. Liebſter, nicht wahr, du behältſt mich lieb und läßt mich nie allein? —

Robert. Nie.

Rebekka. Auch nicht auf einen Tag?!

Robert. Auch nicht auf einen Tag, mein Lieb.

Rebekka. Du Süßer! — (Heiter.) Weißt du, was mir auch gleich so sehr an dir gefiel? Du wirst es komisch finden.

Robert. Was war es denn?

Rebekka. Du nanntest mich nie bei meinem Namen.

Robert. Wie hab' ich dich genannt? Ich weiß es gar nicht.

Rebekka. O du weißt es gut. Dein „gnäd'ge Frau", das klang so schön. Man hört es so gut wie nie von den Deutschen hierzuland.

Robert. Also — gnäd'ge Frau!

Rebekka. Mein gnäd'ger Herr!

Robert. Soll ich dich noch so nennen?

Rebekka. Wenn du willst; es wäre mir immerhin noch lieber als die beiden Namen, die ich jetzt habe.

Robert. Rebekka ist der schönste Name, den es gibt.

Rebekka. Wenn du ihn magst. Vielleicht wird er mir dann wieder lieb. Nenn mich dein Weib.

Robert. Mein Weib. Mein süßes Weib. Hast du mich lieb?

Rebekka. Robert! — (Sie gleitet auf die Knie und legt ihren Kopf auf seine Knie.)

Robert. Du sollst nicht vor mir knien, Rebekka.

Rebekka. O laß mich so. Du bist so gut.

Robert. Mein Weib —. (Küßt sie auf die Haare.) — Dein schönes Haar —.

Rebekka (steht wieder auf). Liebster! — — Vorhin, als wir dein Bild ansahen, weißt du, das du Bacchantin

nennen wollteſt, da lag mir's auf der Zunge, dir zu ſagen, ich wüßte einen Namen dafür — Rebekka. Doch jetzt würde er nicht mehr paſſen. Ach, ich bin ja glücklich! Biſt du es auch?!

Robert. Ob ich glücklich bin! Ich kann es nur nicht faſſen, daß du mir gehörſt.

Rebekka. Du ſagteſt jüngſt, dein Leben hätte keinen Zweck, wenn du nicht wenigſtens auf eine Stunde Glück zu hoffen hätteſt. Sagſt du das noch? — Mir wär' es nicht genug.

Robert. Auch mir nicht mehr. Ach, das Leben liegt ja erſt vor uns. Wir ſind ſo herrlich jung. Wie wollen wir glücklich ſein!

Rebekka. Vor einer Viertelſtunde dachte ich noch, ich ſei eine alte Frau. Jetzt weiß ich wieder, wie jung ich bin. Das iſt das einzige, was ich dir geben kann.

Robert. Mein ſüßes Weib, mein Glück, mein Leben.

Rebekka. Ruft da nicht jemand? (Man hört Johns Stimme, dann klopfen.)

Vierte Szene.

John (außen). Elben, ſind Sie nicht da? Elben!

Robert (halblaut). Soll ich ihn hereinlaſſen?

Rebekka. Mach ihm nur auf.

Robert (an der Tür). Sind Sie's, John?

John (außen). Ja natürlich! Wer denn ſonſt? Darf ich nicht 'rein? Wo ſteckt ihr denn alle? (Robert hat aufgemacht.) Well, da ſeid wenigſtens ihr. (Keuchend.) Die verflixten Treppen. Ich bin nämlich eine Stunde früher von der Office heim, weil wir heut' abend zu der Verſammlung kommen ſollen.

Kein Menſch is im Haus, die Elſe nich und die Rebekka nich und 's Mädel erſt recht nich, und ich laß auch noch meinen Schlüſſel liegen.

Rebekka. Du haſt doch gewußt, daß heute nachmittag die erſte Sitzung ſein ſollte. Elſe iſt in die Stadt.

John. Jaſo. Das hab' ich ganz vergeſſen vor lauter Telephoniererei. Beckmann will nämlich die Geſchichte ſchon heut' haben ſtatt morgen: die große Verſammlung zur Gründung eines deutſchen Bundes in Amerika. Die Herren von der Univerſität haben morgen Empfang für irgend ſo ein großes Tier von auswärts, und übermorgen is wieder was anderes los. Bis man die aus der ganzen Stadt zuſammengetrommelt hat! Beckmann fährt ſelber noch zu ein paar hinaus, die kein Telephon haben. In einer Großſtadt kein Telephon. 's is ja ein Skandal. — Well, Kinder, darf man das Kunſtwerk ſehen?

Robert. Es iſt noch nicht ſehr weit gediehen.

John. Wenn auch nich viel drauf is, ich guck' ja auch nix weg davon. Wo is es denn? Das? — Da ſeh' ich allerdings gar nix als 'n ſchwarzen Strich.

Robert (gibt ihm lachend die erſte Skizze). Nein, das hier.

John. Donnerwetter noch einmal! Look at that! Well, well. I declare! Das is ja famos. Da ſeh' ich erſt, was für eine ſchöne Schwägerin ich hab'. Das haben Sie aber flott hingebürſtelt. Aber e bißl was Frembes hat's, e bißl was Frembes.

Rebekka (nachdem ſie mit Robert einen Blick des Einverſtändniſſes getauſcht hat.) Sieh mich doch ſelbſt an. Hab' ich nicht auch etwas Frembes an mir?

John. Du? — Ob du was Fremdes an dir haſt? E bißl was Unfriſiertes haſt, wenn's mir nich übel nimmſt.

(Robert und Rebekka lachen laut hinaus.)

John. Well, was is denn los?! (Da ſich die beiden unter Lachen und Küſſen in die Arme fallen.) Ja — well — wie meint ihr denn das! Gott der Gerechte, das — das kann doch kein Spaß ſein? Ja, is es denn möglich, ihr habt euch —

Rebekka. Wie du ſiehſt, John.

John (mit ausbrechendem Jubel; er dreht ſich förmlich um ſich ſelbſt, reibt ſich vor Vergnügen die Hände, klatſcht ſich auf die Knie uſw.). Ja wirklich und wahrhaftig! Das is ja, das is ja — ja das is ja großartig. Aber ſo was. Ja Kinderchen! Ich gratuliere, ich gratuliere. Das habt ihr gut gemacht. (Schüttelt beiden die Hände; küßt Rebekka nach einem fragenden Blick auf Robert, der lächelnd zuſieht; dann küßt er auch Robert. Ganz gerührt.) Alſo viel, viel Glück! Wie mich das freut, wie mich das freut. — Was die Elſe dazu ſagen wird! (Es klopft.) Ob ſie das am Ende gar is? (Macht die Tür auf. Elſe kommt herein.)

* * *

Elſe. Tag, Kinder. (Zu John.) Was tuſt denn du ſchon da?

John. Was werd' ich wohl da tun, wenn du die Kinder allein läßt! Gezankt haben ſie ſich. Sieh nur zu, wie du ſ' wieder auseinander bringſt.

Elſe. I wo. Herrn Elden kenn' ich beſſer. — Gelt, ich bin eine ſchrecklich neugierige Perſon! Wird's was?

John (lachend). Freilich wird's was. Elden will nämlich nich bloß 's Bild, ſondern die ganze Rebekka.

(Robert zieht Rebekka an ſich.)

Robert. Wenn die Schweſter nichts dagegen hat.

Elſe. Himmliſch!

(Unter ſtürmiſchen Umarmungen der Schweſtern fällt der Vorhang.)

Dritter Akt.

Nebenzimmer im Reſtaurant der Wittib. Einfache, aber behagliche Einrichtung im Geſchmack der deutſchen Philiſterkneipe. An der Wand links ein Pianino. Über demſelben ein Bücherregal mit einem Konverſations-Lexikon. Einzelne Bilder an den Wänden, u. a. Waſhington und Bismarck. Im Hintergrund rechts ein Teil der Bar, mit Ständern dahinter, auf denen Flaſchen und Gläſer ſtehen. Die Bar geht durch die rechte Wand durch, ſo daß vom Nebenzimmer hinter der Bar ein Gang in die Wirtſchaft hinausführt. Die Eingangstüre befindet ſich in der Mitte der Hinterwand.

Erſte Szene.

Paſtor Lambert. Komm, bleib doch ein wenig bei mir. Du läufſt mir ja immer davon. Haſt denn Angſt vor mir, mein liebes Kind? (Tut ſeinen Arm um Daiſy.)

Daiſy. Ich vor Ihnen? Warum nicht gar?!

Lambert. Na alſo. Kredenz mir mal das Weinchen.

(Daiſy nippt von ſeinem Glas und ſtellt es vor ihn auf den Tiſch.)

Daiſy. Wohl bekomm's, Herr Paſtor!

Lambert. So kredenzt man aber nicht, mein Kind.

Daiſy. Wie denn ſonſt?

Lambert. Du mußt mir das Glas in die Hand geben.

Daiſy (tut es). Wenn's Ihnen Spaß macht.

Lambert. So ſchmeckt der beſte Wein erſt gut, wenn er von ſchöner Hand gereicht! (Trinkt das Glas leer.)

(Daiſy ſchenkt ihm wieder ein, lacht unbeholfen kokett.)

Lambert. Biſt halt mein liebes Herz'l. (Drückt ſie an ſich.)

Daiſy. Eh! Wenn die Mutter kommt, Herr Paſtor!

Lambert. Ich tu' dir doch nichts. Komm, gib mir ein Buſſerl.

Daiſy. Ach nee, ein andermal. (Die Tür geht auf. Daiſy tritt unbefangen etwas weg.)

Lambert. Da iſt ja die Frau Wirtin. Recht guten Abend, Frau Meyer. Sie ſehen, ich bin halt wieder einmal der erſte.

Wittib. Das iſt ja recht, Herr Paſtor. Schönen guten Abend wünſch' ich.

Lambert. Ihr Wein iſt aber auch gar zu gut, und das Töchterchen wird jeden Tag hübſcher. Es muß doch eine rechte Freude ſein, ſo ein Kind zu haben.

Wittib. Das dürfen Sie ihr grad noch ſagen. Sie iſt ſchon eitel genug, der Fratz.

Lambert. Ei was. Wenn ich's nicht ſag', dann ſagen's andre anders. Die jungen Herren heutzutag — na ja. Aber wenn man's recht aufnimmt: Auch die Schönheit des Leibes iſt eine Gabe Gottes. Man wird nicht eitel, wenn man weiß, daß der Herrgott einen ſchön geſchaffen. Allzeit den Schöpfer loben im Geſchöpf! Nicht wahr, Daiſy? Was ſie nur für prächtige Zöpfe hat! (Streicht mit der Hand darunter her.)

Zweite Szene.

Bieberer (iſt mit Alliſon raſch eingetreten, ſo daß er noch die letzten Worte des Paſtors gehört hat). Aha, Herr Paſtor — ſeelſorgerlich beſchäftigt! Grüß Gott, Kleine;

wieder einen Zoll gewachsen, seit ich dich nicht mehr gesehen habe? (Vorstellend.) Kennen sich die Herren? — Herr Pastor Lambert, Professor Allison. Sie gestatten. (Setzen sich.)

Daisy (hinausgehend). Gute Nacht, meine Herren!

Biederer. Schon zu Bett? Na, kann nichts schaden.

Wittib. Was darf ich den Herren bringen?

Biederer. Was trinken wir denn, Allison? Ich habe einen Mordsdurst. Ich trink' zunächst einmal ein Bier, hell.

Allison. Sie können mir auch ein Bier bringen.

Wittib. Ganz schön, meine Herren. (Geht zur Bar, wo sie Fred, dem Schenkkellner, ruft und sich von diesem das Bier geben läßt. Dann kommt sie mit dem Bier zurück und serviert. Ähnlich im folgenden.)

[Lambert. Sie sind wohl zum erstenmal in unserer deutschen Kneipe, Herr Professor? Wenigstens hätte ich als regelmäßiger Stammgast sonst schon früher das Vergnügen haben müssen.]

Allison. [Ich gehe sehr selten aus. Abends ist meine beste Arbeitszeit. Aber da Herr Beckmann uns persönlich aufforderte, wollte ich wenigstens auf ein paar Minuten kommen. Lange bleiben kann ich allerdings nicht.] Ich vermute, daß Sie, Herr Pastor, zum gleichen Zweck hier sind, wie wir?

Lambert. Nun, ich wär' ja wohl auch so dagewesen, aber allerdings früher gegangen. Wir Pfarrer sind natürlich immer dabei, wo es sich um die deutsche Sache handelt. Und Herr Beckmann weiß immer interessant zu sprechen. Ich habe sehr bedauert, daß er nicht zum Bürgermeister gewählt worden

iſt und auch auf eine neue Kandidatur von vornherein verzichtet hat. Ein ſolcher Mann an der Spitze der Stadtverwaltung wär' ein rechter Segen geweſen für unſere deutſchen Kirchen und Gemeindeſchulen. An Herrn Beckmann hätten wir eine gar kräftige Stütze gehabt.

Alliſon. Ihre Kirchen und Schulen wahrſcheinlich; wie's aber mit den Intereſſen der Stadt ausgeſehen hätte, das iſt eine andere Frage.

Lambert. Ja ja; gewiß. Ich meine ja nur.

Biederer. Na, Proſit, meine Herren!

Alliſon. } Proſit!
Lambert. }

Biederer. Du ſollteſt dich mal bei uns umſehen, Alliſon. [Alſo hier im Hintergrund unſere holde Hebe, die berühmte Wittib: die einzige Frau ehrbaren Rufes in Amerika, die es wagt, ein Reſtaurant zu führen. Dort der brave Fred und ſeine Bar mit Milwaukee-Bier und ſogenanntem echten Pſchorrbräu — Fred, wie ſteht's heute mit dem Pſchorr?

Fred. Friſch angeſtochen heut, Profeſſor.

Biederer. So, warum haben Sie das nicht gleich geſagt? Das letztemal war's nämlich nichts damit. (Wieder zu Alliſon.)] Hier die vom Bielefelder Kegelklub geſtiftete Bibliothek — Sie haben doch nichts dagegen, Herr Paſtor, wenn ich unſeren Ehrengaſt in die Geheimniſſe des Lokals einweihe. (Tritt zum Bücherregal.) Die vordere Reihe dient alſo zur Schlichtung von Streitfragen —. Du weißt ja, wir Deutſche ſind eigenſinnige Hitzköpfe und

lassen uns nur durch gedruckte Autoritäten beruhigen. Die hintere Reihe nun, das Allerheiligste, den profanen Blicken unwürdiger Gelegenheitsbesucher entzogen — soll dem die Zeit verkürzen, der zufällig mal allein da ist [— was zum Beispiel Sonntag nachmittags bei schönem Wetter vorkommen kann]: (Hat zwei Lexikonbände herausgezogen und aufs Pianino gelegt; nimmt kleinere Bücher hinten heraus.) Boccaccios Decamerone, Wielands kleine Erzählungen — Kombabus und so fort, Sacher-Masoch, eine Liebesnacht des Grafen Sade, Wedekinds Gräfin Russalka, Dafnis Freß-, Sauf- und Venuslieder, und so weiter, und so weiter. (Stellt unter allgemeinem Gelächter die Bücher wieder zurück.)

Lambert. Ja, ja. Die Menschen sind halt unverbesserlich; nicht wahr, Herr Professor! Man muß als Seelenhirte immer ein Auge zudrücken und manchmal auch mit den Wölfen heulen.

Biederer. Auf Ehre, das verstehen Sie wie keiner! Aufs Spezielle sine sine, Herr Pastor!

Lambert. Ei, ei, Professor. Sie sind heut aber recht maliziös. Will mich aber trotzdem revanchieren: Prosit! (Trinkt das Glas leer; die Wittib eilt, ihm wieder einzuschenken.) So ist's recht, Wittib. Sorgen Sie ein bissel für mich armen Junggesellen.

Wittib. Noch ein Fläschchen?

Lambert. Versteht sich.

Biederer. Kollege numero drei! (Kohlsaat tritt ein.)

Dritte Szene.

Kohlsaat. Guten Abend. Wie geht's allerseits? (Gibt der Wittib vertraulich die Hand.)

Alliſon. Sie kommen allein?

Biederer. Wo ſteckt denn unſer Feſtredner? Sie wollten doch mit ihm kommen?

Kohlſaat. Ja, er ſagte heute nachmittag, ich ſolle ihn in ſeinem Bureau abholen. Wie ich aber hinkomme, höre ich, er ſei zu Eulers hinausgefahren. Wittib, ein Bier! Nein, warten Sie, zuerſt einen Brandy.

[Biederer. Pſchorr iſt friſch angeſtochen.

Kohlſaat. Alſo nachher Pſchorr, aber jetzt einen Brandy zum Auftauen.]

Lambert. Ja, Beckmann iſt ein ganzer Schlaumeier. Den einen Finanzminiſter bringt er zur Sicherheit gleich mit. Und der andere, Direktor Levi von der Nationalbank, ſoll ja auch kommen.

Biederer. Ich glaube nicht, daß ihm die Herren diesmal viel helfen werden. [Wenn Eulers nicht auf Heller und Pfennig ausrechnen kann, was bei einem Unternehmen herauskommt, da tut er nicht mit. Und Levi vollends nicht, ſonſt wäre er kein Jud. Soviel aber ich aus dem erſehen kann, was Beckmann mir ſchrieb und heute ſagte, weiß er eigentlich ſelber noch nicht ſo recht, was er will.]

Alliſon. Die Sache hat ſo gar nichts Greifbares. Vielleicht kann uns Herr Paſtor Lambert näheren Aufſchluß geben?

Lambert. Schwer zu ſagen. [Ich kenne natürlich die allgemeinen Tendenzen von Beckmanns Politik ſehr wohl. Wir ſind ja faſt jeden Tag zuſammen. Aber was er gerade heute vorzubringen beabſichtigt, das könnte ich nicht mit einem Wort erklären.]

Kohlsaat (hat den Schnaps getrunken; steckt sich eine Zigarre an und bietet auch Lambert eine an). Herr Pastor? — Noch einen Brandy, Wittib; ich bin ganz ausgefroren.

Lambert. Danke bestens; sehr gütig. (Zündet sich die Zigarre an.)

Biederer. Ach was — es wird heute auch nicht anders sein als sonst. Wir hören wieder allerhand Neues und viel Altes über die Pflichten der Deutschen in Amerika. Wir zanken uns eine Weile herum, trinken unseren Wein und gehen schließlich fidel mit der erstrebten Bettschwere nach Haus. [Ihn wurmt's natürlich, daß er durchgefallen ist. Jedenfalls will er die Scharte auf irgendeine Weise auswetzen. Im übrigen verstehe ich nicht, wo er mit einem „festeren Zusammenschluß der Deutschen zur Ausbreitung deutscher Kultur in Amerika", wie's in seinem Zirkular heißt, eigentlich hinaus will. Das ist alles Blech. Aber wir müssen ja doch wenigstens kommen und ihn anhören, sonst würde die Abendpost wieder einen Monat lang darüber schimpfen, daß sich die Universitätskreise stolz vom öffentlichen Leben fernhalten.] Das ist mein Standpunkt. Prosit Rest! Wittib, kommen Sie mal daher. Was sollen wir jetzt trinken?

Wittib. Hier ist die Weinkarte.

Biederer. Ich will's von Ihnen wissen.

Wittib. Das letztemal waren Herr Professor doch zufrieden mit —

Biederer. Nichts „das letztemal"; das letztemal war ich überhaupt nicht zufrieden; ich hab' mir am

Pschorr den Magen verstaucht. Was wir heute trinken sollen, will ich wissen. Professor Allison trinkt selten, dann aber auch einen guten Tropfen. Was ist denn Ihr Bestes?

Wittib. Mumm extra dry —

Bieberer. Großartig, wir werden einen Abend lang Mumm extra dry, die Flasche zu acht Dollars, buddeln. Dank' schön, das kann sich ein deutscher Professor auch in Amerika nicht leisten.

Wittib. Magdalenen Garten, Bernkastler Doktor, Marcobrunner —

Bieberer. Wie wär's mit dem Doktor, Allison? Tust du mit?

Allison. Gern; du verstehst das besser als ich.

Bieberer. Also eine Bernkastler Doktor.

Wittib. Schön. Professor Kohlsaat wünschen?

Kohlsaat. Noch einen Brandy, schöne Wittib. Ich will mir den Magen lieber nicht verstauchen. Übrigens, Herr Pastor, macht's Ihnen nichts aus? — Ihr Kollega von der anderen Fakultät ist ja auch eingeladen.

Lambert. Ich habe so viele Kollegen —

Kohlsaat. Nun, ihr Freund Schwarz natürlich —

Lambert. Was, der Schwarz von der evangelischen Synode?! Wenn ich das gewußt hätte — ich wäre wirklich fort geblieben. Bei aller christlichen Nächstenliebe — gerade der Schwarz, nein — nein.

(Kohlsaat lacht schadenfroh.)

Allison. Nun, was haben Sie denn gegen Herrn Schwarz? Da dürfte ich wohl auch nicht mehr mit Ihnen am selben Tische sitzen. Wenn ich auch

längst nicht mehr in eine Kirche gehe, so gehörte doch meine Mutter zur evangelischen Synode, und der Vorgänger des Pastors Schwarz hat mich konfirmiert. Wie Sie vielleicht sehen, bin ich ein leidlicher Mensch geblieben.

Lambert. Ja ja, ja ja. (Trinkt sein Glas leer.) Sie müssen mich recht verstehen. Sie sind doch geborener Amerikaner. Ich mache ja keinem Menschen einen Vorwurf daraus, wenn er in einem anderen Glauben aufgewachsen ist als dem, den wir, die Synode von Missouri, als den reinen evangelischen Glauben erkennen. Aber seinen Glauben wegwerfen — das darf man nicht, Herr Professor! Die Deutschen aber, die hierzulande zu der Synode übergetreten sind, die sich ganz mit Unrecht die evangelische Synode nennt, die sind ihrer lutherischen Mutterkirche untreu geworden — ja untreu geworden, Herr Professor. Das ist die Sache! Nicht allein, daß diese sogenannte evangelische Synode von der ursprünglichen Lehre Martin Luthers, wie sie in der Augsburger Konfession für alle Zeiten festgelegt wurde, abgewichen ist — nein, hier in unserer Stadt sind die Mitglieder dieser Synode schon fast ganz amerikanisiert. Sie verleugnen ihr Deutschtum! Und gerade Schwarz predigt seit Jahr und Tag jeden zweiten Sonntag in englischer Sprache!

Allison. Daran kann ich nun mit dem besten Willen nichts Schlimmes finden. Das ist doch nicht mehr als natürlich. Offenbar hat Pastor Schwarz eben viele Leute in seiner Gemeinde, die das Deutsche nicht mehr beherrschen; und warum sollen die Kinder —

Lambert. Das ist ja das Tieftraurige: die Kinder lernen fast nur noch Englisch. Schwarz hat seine deutsche Gemeindeschule eingehen lassen. Und mit der Sprache geht auch der letzte Rest des alten Glaubens dahin! (Schenkt sich aufgeregt ein.)

Allison. Nun, wir wollen darüber nicht streiten.

Lambert. O, wer liebt den Frieden mehr als ich! (Trinkt sein Glas auf einen Zug leer.) Ich will lieber gehen. Denn meine Gegenwart könnte Pastor Schwarz doch peinlich sein. Und ich will allen Hader gern vermeiden. (Steht auf und geht nach seinem Überzieher.)

Biederer. Machen Sie keine Geschichten. Schwarz wird Sie nicht auffressen.

Allison. So war es nicht gemeint, Herr Pastor.

Wittib. Ihre Flasche ist ja noch halb voll!

Lambert. Nun also noch ein Schlückchen — (Setzt sich wieder.)

Biederer. Ich glaube gar, Sie haben vor Ihren christlichen Brüdern so was wie Angst. Hm?

Lambert. Bei mir nur Friedensliebe; nur Friedensliebe. Aber leider die andere Partei —

Kohlsaat. Wir werden Sie in unsere Mitte nehmen.

(Eintreten Beckmann mit Eulers. Beckmann gegen letzteren beim Ablegen sehr aufmerksam.)

Vierte Szene.

Biederer. Sie kommen grad zur rechten Zeit. Da wollte eben einer ausreißen.

Beckmann. So? Das wär' nochmal schöner. Darf ich vorstellen: Herr Professor Allison, Herr Professor Kohlsaat — Herr Eulers.

Kohlſaat. Ich hatte bereits früher einmal die Ehre. Vielleicht erinnern Sie ſich noch, Herr Eulers, beim Feſtbankett im deutſchen Klub, am vierten Juli.

Eulers. Ja richtig, das ſtimmt. Sie machten einen kleinen Speech. Worüber, weiß ich aber nicht mehr.

Kohlſaat. Es war ein Toaſt auf die deutſche Wiſſenſchaft als geiſtige Befreierin.

Eulers. So ſo. (Man ſetzt ſich.)

Beckmann. Es war eine der wenigen vernünftigen Anſprachen an jenem Tag.

Wittib. Was darf ich den Herren bringen?

Eulers. Trinken Sie eine Flaſche mit mir, Herr Beckmann?

Beckmann. Sehr freundlich.

Eulers. Da müſſen Sie aber einen Roten trinken. (Lieſt von der Weinkarte.) Wie wär's mit einem Aßmannshäuſer?

Beckmann. Ganz nach Ihrem Belieben, ſelbſtverſtändlich.

Eulers (zur Wittib). Alſo! — Ich ſoll nämlich meiner Nerven wegen keinen Weißwein trinken. Und wegen meiner Nieren kein Bier. Nicht einmal mein eigenes. Doktor Müller macht mich ganz zum Invaliden und trinkt doch ſelber genug. Und rauchen darf ich ſchon gar nicht mehr. Da ſoll man noch Vergnügen haben am Leben!

Beckmann. Nun, einſtweilen ſehen Sie noch gar nicht aus wie ein Invalide. Die Doktoren machen's meiſtens ſchlimmer, als es iſt. — Aber was war denn das vorhin. Wer wollte ausreißen?

Lambert. Das hätten Sie mir wirklich nicht antun ſollen, den Schwarz auch einzuladen. Sie wiſſen ja, wie wir miteinander ſtehen.

Beckmann. Ei was. Ganz mit Abſicht habe ich ihn aufgefordert. Ich hoffte, die beiden Herren heut abend einander näher zu bringen. Wozu der ewige Zwiſt? Über theologiſchem Kleinkram und perſönlichen Differenzen darf man das große Gemeinſame doch nicht vergeſſen! [Das ſagen Sie ja ſonſt ſelber auch.]

Lambert. Ja ja. Schon wahr.

Beckmann. Stoßen wir einmal an auf deutſche Treue und Einigkeit! Da können auch Sie mittun, Profeſſor Alliſon, nicht? (Alle ſtoßen an.)

Beckmann. Unſere Geſellſchaft iſt zwar klein; mehrere Herren ſind leider verhindert. Aber Direktor Levi muß jeden Augenblick da ſein; und wir können wenigſtens einen Anfang machen, die Angelegenheit einmal beſprochen, uns über unſere Ziele klar werden. Das iſt ja wohl zunächſt die Hauptſache. Ihnen, Herr Profeſſor Alliſon, bin ich für Ihr Erſcheinen ganz beſonders dankbar; denn ich weiß durch Freund Biederer, daß Sie ſich wenig am öffentlichen Leben beteiligen. Ich hoffe aber doch, daß Sie ſich für die eine oder andere Seite meines Programms werden intereſſieren können. [Es handelt ſich ja nicht bloß um die deutſche Sache, ſondern um die Sache der Bildung und Kultur überhaupt.]

Biederer. Hat der Menſch ſchon wieder ein Programm! Fürchterlich!

Beckmann. Nun, warum denn nicht? [Du wirſt ſchon ſehen. Es iſt weder langweilig noch unmöglich.] Aber wo ſind denn Elden und Parker? Die ſollten doch hier ſein. [Parker hat ganz beſtimmt zugeſagt.] Es iſt ſchon beinahe zehn Uhr.

Wittib. Ach, das hätt' ich jetzt wirklich vergeſſen. Herr Parker hat telephoniert, er laſſe ſich und Herrn Elden entſchuldigen; ſie könnten unmöglich kommen.

Beckmann. So — und keinen Grund angegeben?

Wittib. Herr Parker ſprach ſo viel ins Telephon hinein und lachte immer ſo dabei, daß ich gar nicht klug draus werden konnte.

Beckmann (verſtimmt). Na, alſo. Schadet auch nichts. Hätte mir's ja ſchließlich denken können.

Kohlſaat. Ihr Vetter macht ſich überhaupt ſehr rar. Machen Sie ihm nur einmal die Hölle heiß! Es war nicht ſchön von ihm, wie er mich heute mittag behandelt hat. Iſt es auch erhört, daß ein junger Künſtler einen ſo ehrenvollen Auftrag abweiſt? Ich hab' mich ſchwer geärgert. Wie einen Handelsjuden hat er mich fortgeſchickt.

Beckmann. Das iſt mir ja ganz neu.

Kohlſaat. Er ſollte doch unſeren Präſidenten malen!

Beckmann. Jawohl, das weiß ich.

Kohlſaat. Und wiſſen Sie auch, was der junge Herr geſagt hat? Unter tauſend Dollars tut er's nicht. Wir haben bekanntlich „bloß" ſiebenhundertfünfzig bewilligt.

Beckmann. Das ſieht ihm ähnlich. Größenwahn.

Eulers (lachend). Ich tät's auch nicht an ſeiner Stelle,

bei Gott. Warum ſoll er denn, wenn er's nicht nötig hat? Ich hab' ihm auch ſoviel bezahlt.

Kohlſaat. Ja, aber nur, weil er den Präſidenten nicht leiden kann. So häßliche Menſchen male er grundſätzlich nicht, hat er geſagt. Da hört ſich alles auf! (Alle lachen, außer Kohlſaat und Beckmann.)

Eulers. Da darf ich mir gratulieren. Mich hat er gemalt! Proſit, meine Herrn! (Beckmann auf die Schulter klopfend). Well, legen Sie mal los!

Beckmann. Ja, kommen wir zur Sache. Paſtor Schwarz iſt zwar noch nicht da, Direktor Levi und Doktor Müller auch nicht. Wahrſcheinlich ſind die auch „verhindert" — die Luſt könnte einem wirklich vergehen.

Biederer. Wenn du ſo trübſelig anfängſt —

Beckmann. Du haſt recht. (Sich zuſammenraffend.) Alſo meine Herren, Sie wiſſen bereits aus meinem Rundſchreiben, warum ich Sie erſucht habe, ſich heute abend hierher zu bemühen. Ich kann mich daher über die allgemeinen Fragen kurz faſſen und Ihnen ſofort die Einzelheiten meines Programms, oder wenn es Biederer lieber iſt, meiner Idee, zur Beratung vorlegen.

Biederer. Bleiben wir beſſer beim Programm; das haſt du jedenfalls ſchwarz auf weiß.

Beckmann (zieht ein Manuſkript aus der Taſche). Allerdings. Vorausſchicken möchte ich noch [— um jegliches Mißverſtändnis auszuſchließen —], daß ich die Angelegenheit natürlich nicht als eine perſönliche betrachte, ſondern als eine allgemeine, das Wohl des ganzen Volkes betreffende. Indem ich bei der

Bürgermeiſterwahl Mißerfolg hatte, habe nicht ich eine Niederlage erlitten, ſondern die deutſche Sache. Dieſe Niederlage muß wieder gut gemacht werden um jeden Preis. Das Deutſchtum kann ſich ſolange nicht die ihm gebührende Geltung verſchaffen, als es keine einheitliche Organiſation beſitzt. Dieſe Organiſation gilt es, ins Leben zu rufen. [Sie muß erreicht werden auf einem Wege, der auf den erſten Blick ein Umweg zu ſein ſcheint, der aber in der Tat der radikalſte, ja überhaupt der einzige Weg iſt, der zum Ziele führen kann.] [Meine Vorſchläge nun ſind keine flüchtigen Einfälle. Ich habe mich ſeit Jahren damit beſchäftigt, wie diejenigen von ihnen erkennen werden, die meine Aufſätze in der Abendpoſt in Erinnerung haben.] — (Zur Wittib, die ihm winkt, nachdem das Telephon draußen in der Wirtſchaft geklingelt, und Fred Zeichen gemacht hat.) Nun?

Wittib. Sie möchten ans Telephon kommen, Herr Beckmann.

Beckmann. Entſchuldigen Sie. (Geht hinter dem Schenktiſch hinaus.)

Alliſon. Ich möchte ſchon jetzt den prinzipiellen Einwand erheben, daß Herr Beckmann von ganz falſchen Vorausſetzungen ausgeht.

Biederer. Laß ihn nur ausreden, ſonſt machſt du ihn unglücklich. Wenn er ſeinen Vortrag nicht los wird, erſtickt er. Für uns iſt das Zuhören ja nicht gefährlich.

Beckmann (am Telephon). Tut mir ſehr leid ... jawohl ... Dann werde ich mir erlauben, morgen zu Ihnen zu kommen. Adieu, Herr Direktor.

Eulers. Levi kommt also nicht.

Kohlsaat. Das hab' ich mir gedacht. Der ist viel zu bequem dazu. Die Kälte! Man braucht ja eine halbe Stunde, bis man auftaut.

Biederer. Man merkt's. Ihre Nase bleibt blau, wenn Sie auch noch so einheizen. (Wieherndes Gelächter von Eulers.)

Kohlsaat. Auf persönliche Anspielungen erwidere ich grundsätzlich nichts.

Beckmann (wieder zurück; resigniert). Direktor Levi ist zu abgespannt — „Geschäfte" — —. Wenn alle so denken!

Eulers. Donnerwetter, sind wir nicht da? Ich meine, Sie dürfen mit uns zufrieden sein, he?

Beckmann. Mit Ihnen, Herr Eulers, bin ich mehr als zufrieden.

Eulers. Das will ich hoffen. (Lacht selbstgefällig.)

Kohlsaat (winkt der Wittib; halblaut). Eine halbe Kalifornier Riesling.

Beckmann. Meine Herren, um auf unser Thema zurückzukommen — ich würde es gar nicht wagen, ich hätte kein Recht dazu, von der Notwendigkeit und Möglichkeit einer besseren Organisierung der Deutschen Amerikas zu sprechen, wenn wir Deutsche nicht einen Mann unter uns hätten, der schon bei mehr als einer politischen Krise durch die Macht seines Ansehens die überwiegende Mehrheit der Deutschen zu wichtigen, ja ausschlaggebenden Abstimmungen vereinigt hat. Wir alle blicken mit Ehrfurcht und Bewunderung auf zu Karl Schurz. —

Allison. Mit Recht.

Biederer.
Lambert. } Bravo!
Eulers.

Kohlsaat. Hoch Karl Schurz!

Beckmann. Er hat uns gezeigt, erstens, daß eine Vereinigung der Deutschen möglich ist, zweitens, daß die Deutschen tatsächlich die Politik der Union beherrschen, sobald sie sich zu gemeinsamem Vorgehen zusammenschließen. Aber dieser Zusammenschluß der Deutschen ist bis jetzt nur spontan, zufällig und vorübergehend gewesen, abhängig von dem persönlichen Einfluß, ich möchte sagen, von der Willkür eines einzelnen. Das Deutschtum als solches vereinigt sich nur zur Entscheidung von Fragen, die eben Karl Schurz für besonders wichtig hält. Daß sich auf diese Weise kein bestimmtes Ziel konsequent verfolgen läßt, ist klar. Ebenso klar ist es, daß die Deutschen bei aller Verschiedenheit politischer und konfessioneller Neigungen eine ganze Reihe von gemeinsamen Aufgaben zu lösen haben. Diese Aufgaben lassen sich in dem einen Ausdruck zusammenfassen: die Durchdringung der sich bildenden amerikanischen Nation mit deutscher Kultur.

Allison. An dieser Aufgabe, soweit sie tatsächlich existiert, wird schon seit hundert Jahren gearbeitet, und nicht bloß von den Deutschen selbst.

Beckmann. Sehr richtig. Aber nicht zielbewußt und nicht mit den zweckmäßigsten Mitteln. Das ist ja eben der Punkt. Ich werde das sofort erklären. Gewiß, noch haben wir rein deutsche Gemeindeschulen, deutsche Gymnasien und Seminare. An

den amerikanischen Mittelschulen und Universitäten wird Deutsch, ja, wie ich gerne zugeben will, viel Deutsch gelehrt und auch gut gelehrt. In einzelnen Städten haben wir deutsche Theater. Überall [selbst in den kleinsten Plätzen] gibt es deutsche Zeitungen, die auch politisch eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. —

Biederer. Na also, was willst du noch mehr!

Beckmann. Das ist alles schön und gut. Aber was nützen all diese Kräfte in ihrer Zersplitterung? Sind wir Deutsche darum etwa als eine Macht im Leben der Nation anerkannt und gewürdigt? Keineswegs. Insofern ja, als die politischen Parteien, Republikaner wie Demokraten, unsere Stimmen ködern. Vor den Wahlen heißen wir „geehrte deutsche Mitbürger" — nachher „verdammte Dutchmen", „Sauerkrauts" und „Beermugs". Ja, so ist es. Ein empörender, schmachvoller Zustand! Was ist der Grund? Warum werden wir nicht bloß mißachtet, sondern verachtet? Weil wir gewöhnlich verzettelt sind, nur ausnahmsweise vereint aufmarschieren. Das muß, soll und kann anders werden. Die eine Eigenschaft wollen wir Deutsch-Amerikaner nicht aus dem alten Vaterland importieren: die Streitsucht und Uneinigkeit.

Kohlsaat. Merken Sie was, Herr Pastor? Prosit. (Stößt mit ihm an.)

Biederer. Es fällt doch keinem vernünftigen Menschen ein, solche Spitznamen tragisch zu nehmen! Die Engländer heißen „Beefsteaks", die Irländer „Pats" und so weiter.

Beckmann (ohne darauf zu achten). Hier, losgerissen von dem heimatlichen Boden, müssen wir um so mehr zusammenhalten, wir müssen uns fühlen als ein einig Volk von Brüdern, wie Schiller sagt.

Kohlsaat (einfallend). Ein einzig Volk von Brüdern heißt's im Urtext, lieber Hugo.

Beckmann (momentan wütend). Wir müssen uns fühlen als ein einig und einziges Volk von Brüdern. Wir müssen einen festen Rückhalt haben, einen Sammelpunkt unserer Kräfte, mit einem Wort eine Zentralstelle für alle deutschen Bestrebungen; ein Institut, das Universität, Bibliothek, Lehrerseminar und so weiter in sich vereinigt; ein Institut, das Leute heranbildet, die die deutsche Kultur in alle Gegenden des Landes tragen. Dieses [Institut müßte geleitet sein von den bedeutendsten Deutschen Amerikas und des alten Vaterlandes. Es] müßte einen reichen Fonds besitzen zur Unterstützung deutscher Kulturarbeit jeder Art. Es müßte endlich eine eigene Presse haben, Tagesblätter, Wochen- und Monatsschriften politischen, sozialen, wissenschaftlichen, künstlerischen, literarischen Inhaltes, eine Presse, die alle anderen Publikationen in deutscher Sprache geistig beherrschen würde, und die auch der amerikanischen Presse an Einfluß gewachsen wäre. — Das ist nun in Kürze das, was ich im allgemeinen zu sagen hätte. Was nun die Ausführung dieses Planes im einzelnen anbelangt —

Biederer. Herrgott noch einmal, Mensch! Beckmann! Mir brummt der Schädel vor lauter Einzelheiten, und du willst deine Einzelheiten erst noch bringen!

Wie haſt du dir eigentlich das Gehirn eines deutſchen Philologen vorgeſtellt?

Beckmann (beleidigt). Ich habe mir vorgeſtellt, daß ein deutſcher Profeſſor ſich der Pflichten ſeines Amtes bewußt wäre, und ſeinen Beruf darin ſehen würde, in der erſten Reihe deutſcher Kulturträger zu ſtehen.

Biederer. Jetzt ſei einmal vernünftig, ehe du dich weiter verrennſt. Sag einmal, wo biſt du denn eigentlich? Zu wem ſprichſt du? Was ſtellſt du dir unter deutſcher Kultur vor? Was in aller Welt willſt du? Weißt du denn überhaupt, was du willſt?

Beckmann. Was ich will, habe ich bereits geſagt. Ich denke, es war klar genug auch für ein Philologengehirn.

Alliſon. Darf ich ein Wort einwerfen?

Beckmann. Gewiß. Wir können uns meinetwegen auf die Diskuſſion über die allgemeinen Fragen beſchränken. Zur Einzelberatung ſcheinen die Herren ja überhaupt keine Geduld zu haben.

Biederer. Zum aus der Haut fahren!

Alliſon. Ich glaube allerdings kaum, Herr Beckmann, daß wir uns je über die Einzelheiten ihrer Pläne verſtändigen können, weil — Sie verzeihen meine Offenheit — meines Erachtens die allgemeinen Vorausſetzungen falſch ſind.

Beckmann. So? Inwiefern?

Alliſon. Wenn Sie ſich über die Konſequenzen Ihres Programms ſelbſt klar wären, müßten Sie ſich ſagen, daß es darauf hinausläuft, aus den Deutſch-Amerikanern gewiſſermaßen einen Staat im Staate

zu bilden. Und das ist so unamerikanisch als möglich. Wo würde die Union hingeraten, wenn die Italiener, die Irländer, die Skandinavier ähnliche Ziele verfolgten wie Sie? Unsere Aufgabe ist nicht, die einzelnen Nationalitäten in ihren Besonderheiten zu stärken, sondern alle Eingewanderte möglichst rasch zu tüchtigen Bürgern unserer amerikanischen Republik zu erziehen. Mit Ihren Bestrebungen aber bezwecken Sie das gerade Gegenteil, und darum kann ich für meine Person nicht damit sympathisieren.

Beckmann (heftig). Wozu haben Sie dann überhaupt einen Lehrstuhl für deutsche Literatur inne? Mit solchen Ansichten können Sie ebensogut chinesisch unterrichten.

Allison (ruhig). Das wäre vielleicht ebenso verdienstlich. Es ist amerikanisches Prinzip, jede Sprache, jedes Volk in seiner Eigenheit zu würdigen, von jedem zu lernen. Das Deutsche, oder sagen wir mit Ihnen besser, die deutsche Kultur, ist uns nicht mehr und nicht weniger wichtig als die französische oder italienische oder englische oder griechische Kultur; ja im Prinzip nicht wichtiger als die chinesische oder indische.

Beckmann (sich mit Mühe beherrschend). Ich finde es, gelinde ausgedrückt, unbegreiflich, daß ein deutscher Professor, ein Vertreter deutscher Wissenschaft so sprechen kann.

Allison. Sie dürfen nicht vergessen, Herr Beckmann, daß wir in erster Linie amerikanische Bürger sind, und zweitens keine Parteipolitiker, sondern, eben

als Vertreter der deutschen Wissenschaft, Vertreter objektiv-wissenschaftlichen Denkens überhaupt. Ich bin überzeugt, daß meine Kollegen genau so denken wie ich. Daß wir aus persönlicher Neigung und weil deutsches Blut in unseren Adern fließt, unsere geistige Kraft gerade dem Studium des Deutschen gewidmet haben, darf uns nicht gegen alles andere blind machen.

Biederer. Allerdings.

Kohlsaat. The Star-Spangled Banner For Ever!

Allison. Und unser Freund Biederer speziell, der sicherlich wie kein anderer sein deutsches Vaterland in Ehren hält, ist mit Leib und Seele Amerikaner. Ohne ihm schmeicheln zu wollen, muß ich hier sagen, daß er das Ideal des Deutsch-Amerikaners erfüllt, der alle Vorzüge seiner deutschen Bildung in den Dienst der amerikanischen Gesamtheit stellt. Sie haben Karl Schurz erwähnt. Karl Schurz ist das leuchtendste Beispiel für diese aufopferungsvolle Unterordnung der anererbten Stammesindividualität unter die Interessen unserer großen, freien Republik.

Beckmann. Bin ich denn etwa kein amerikanischer Bürger? zum mindesten ein ebenso guter wie irgendeiner der Anwesenden.

Allison. Vielleicht theoretisch. Mit Ihrer Praxis aber sollten Sie sich eher in den Dienst irgendeiner reichsdeutschen Kolonie stellen. Dort wären Ihre Bestrebungen am richtigen Platz.

Beckmann. Ich bin sprachlos. Herr Eulers, was sagen denn Sie dazu?

Eulers (nach einem Verlegenheitsſchluck). Laſſen Sie um Gottes willen mich aus der Debatte. Ich verſtehe von dieſen Sachen nichts. Die ſollen nur die Herren Profeſſoren untereinander ausmachen. Ich bin ein einfacher Geſchäftsmann.

Beckmann. Aber Sie verſprachen doch —

Eulers. Well, ſeien Sie mal nicht ungemütlich. Ich habe gemeint, Sie werden doch ſchließlich aufs Sonntagsgeſetz zu reden kommen. Wenn Sie das aufs Tapet gebracht hätten, da könnt' ich wohl ein Wort mitſprechen.

Beckmann. Das Sonntagsgeſetz?!

Eulers (ungeduldig, unter dem Gelächter der übrigen). Nu, was gucken Sie mich an? Freilich das Sonntagsgeſetz. Gegen was haben wir denn bis jetzt gearbeitet! Ob wir am Sonntag Bier verkaufen oder nicht, das iſt für mich eine ſehr wichtige Sache. Wenn Sie da noch was ausrichten, ja — von Ihrer Wiſſenſchaft verſtehe ich nichts.

Beckmann (geknickt). Jaſo —

Biederer. Du mußt doch einſehen, daß wir recht haben. Du haſt ja ſelbſt aufgezählt, was alles fürs Deutſche geſchieht. Mehr kann man wahrhaftig nicht verlangen.

Beckmann (abweſend). Jawohl.

Fünfte Szene.

Doktor Müller (angeheitert; mit Paſtor Schwarz hereintretend). Hello! Wie geht's, wie ſteht's? Wir ſind wohl etwas ſpät, was? Herr Eulers — was muß ich ſehen? Wein?

Eulers. Nur roter, ein ganz leichter.

Müller. Die wievielte Flasche?

Eulers. Die erste, und die trink' ich nicht allein.

Müller. Das lassen Sie sich gut sein! (Zu den anderen.) Habe die Ehre! Mein Name ist Müller.

Biederer (vorstellend). Doktor Müller und Pastor Schwarz — Professor Allison, Pastor Lambert.

Schwarz (geht auf Lambert zu und gibt ihm die Hand). Es freut mich sehr, Herr Bruder, Sie auch einmal persönlich begrüßen zu dürfen.

Lambert (steif). Sehr angenehm.

Schwarz (zu Beckmann). Verzeihen Sie, daß ich so spät komme; ich wurde eben, als ich von Hause weggehen wollte, zu einem Schwerkranken gerufen; da konnte ich leider unmöglich früher da sein.

Beckmann. Die Pflicht geht selbstverständlich vor.

Müller (zu Schwarz). Herr Pastor, setzen Sie sich zu mir hierher. Ich sitze gerne zwischen geistlichen Herrn. Es macht sich so riesig fein — Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten.

Kohlsaat. Gut zitiert, Heinrich.

Müller. Wir haben uns nämlich vorne an der Ecke getroffen. Ein perverses Wonnegefühl, in solcher Begleitung zum Wein zu gehen.

Kohlsaat. Prosit, Skatbruder!

Müller. Prost. Was hast du denn da?

Kohlsaat. Riesling, lieber Heinrich.

Müller (zur Wittib). Also auch einen Riesling; ich kann doch mein Kurtchen nicht im Stich lassen.

Wittib. Eine halbe oder eine ganze Flasche?

Müller. Hab' ich ſchon mal mit einer halben angefangen?

Wittib. Gut, Herr Doktor. Und was darf ich dem Herrn Paſtor bringen?

Schwarz. Bringen Sie mir ein Glas helles Bier, bitte.

Alliſon. Ich muß mich leider jetzt empfehlen. (Erhebt ſich.)

Müller. Haben wir Sie vertrieben? Ich erkläre meine abſolute und relativ embryonale Unſchuld.

Alliſon. Nein, durchaus nicht. Ich habe noch zu arbeiten. Meinen Standpunkt kennen Sie ja nun, Herr Beckmann. Es tut mir leid, daß ich nicht mit Ihnen übereinſtimmen kann.

Beckmann. Ich habe mein letztes Wort in der Sache noch nicht geſprochen.

Alliſon. Eine Debatte führt zu nichts, wo man ſich über die Unvereinbarkeit der Prinzipien von vornherein klar iſt. Sie würden ſich nur unnötig aufregen. Leben Sie wohl, Herr Beckmann. Vielleicht werden Sie noch erkennen, daß wir Profeſſoren unſere Pflicht erfüllen, auch wenn unſere Endziele anders ſind als die Ihren.

Beckmann. Adieu.

Alliſon (zu Biederer). Bleib du ruhig hier; du haſt ja deinen leichten Tag morgen.

Biederer. Nein, was denkſt du wohl, ich werde dich allein gehen laſſen! Die Herren entſchuldigen. Auf Wiederſehen. (Gibt Beckmann die Hand.) Nichts für ungut, alter Freund. Über der Politik wollen wir nicht perſönlich auseinanderkommen.

(Beckmann antwortet nicht. Nachdem Alliſon und Biederer ſich zum Gehen fertig gemacht haben, bezahlt Biederer die Wittib.)

Kohlſaat. Ich bin noch nicht ſoweit.

Biederer. Sie haben ja doch nicht denſelben Weg.

(Allijon und Biederer ab.)

Sechſte Szene.

Müller. Was iſt denn da los, zum Donnerwetter!

Kohlſaat. Stoßen wir mal an! Proſit Beckmann!

Beckmann (ohne anzuſtoßen; bitter). Auf deutſche Einigkeit! — Warum laufen Sie denn nicht auch gleich davon?

Kohlſaat. Ich? Aber Hugo Beckmann —

Beckmann. Sie tuten ja doch in dasſelbe Horn.

Kohlſaat. Sie ſind wirklich ungemütlich heut' abend. — Er iſt nicht immer ſo, Herr Eulers. Ich verſichere Sie. Wenn er erſt die Politik aus dem Kopf hat, ſo nach der erſten Flaſche, wiſſen Sie, da taut er allemal auf.

Eulers. Sie dürfen mir nicht übelnehmen, Herr Beckmann, was ich vorhin ſagte. Es war ja nicht bös gemeint.

Lambert. Laſſen Sie ſich nur nicht unterkriegen. Die Herren von der Staatsuniverſität halten ſich ja immer für etwas ganz Beſonderes. Denen würde ich keine Träne nachweinen.

Kohlſaat. He! aufgepaßt, Herr Paſtor!

Lambert. Die Anweſenden natürlich ausgenommen. Sie verſtehen mich ſchon, Herr Profeſſor.

Beckmann. Unterkriegen laß ich mich auch nicht. Ich hab' doch recht. Bis zu meinem letzten Atemzug werde ich für die Überzeugung kämpfen, daß es eine Schande iſt für jeden Deutſchen, wenn er ſein

deutſches Weſen preisgibt, und daß es eine Torheit iſt, wenn wir uns nicht zuſammenſchließen zu einem großen, mächtigen, deutſch-amerikaniſchen Bund. Mit einer Verwäſſerung aller Individualität iſt der Union nicht gedient.

Lambert. Recht ſo. Mir aus der Seele geſprochen. Wiſſen Sie, Sie haben überhaupt wieder einmal vortreffliche Anregungen gegeben. Zum Beiſpiel das mit dem Unterſtützungsfonds iſt kein übler Gedanke, Herr Eulers! Wenn die nötigen Mittel da wären, hätte Kollege Schwarz gewiß auch ſeine Gemeindeſchule nicht eingehen laſſen, hm? —

Eulers. Well, da könnte man ja vielleicht was tun. Das könnte man ja überlegen.

Schwarz. Ich weiß wohl, daß mir das vorgeworfen wird. Aber wenn keine Schüler da ſind, was iſt da zu machen? Ich hätte von Herzen gern den deutſchen Unterricht fortgeſetzt.

Lambert (überraſcht). So, das freut mich aber recht, daß Sie das ſagen.

Beckmann. Ich habe Ihnen immer geſagt, der einzelne iſt nicht ſchuld am Niedergang des Deutſchtums. Am Zuſammenhalt fehlt es.

Schwarz. Ich bin gewiß ein ſo guter Deutſcher wie einer. Aber mit den Tatſachen muß man ſich abfinden. Die Gemeinde kann und will eben nicht einen Lehrer bezahlen für ein halbes Dutzend Kinder. Und ſo iſt's mit allem.

Lambert. Wirklich, ich muß ſagen, es iſt mir eine recht angenehme Überraſchung, daß Sie ſo denken. Ich hatte immer gehört —

Beckmann. Nicht wahr, ich hatte recht: man darf sich nur gegenseitig aussprechen, dann bekommt man auch das Verständnis für einander. Das ist doch eine Freude heute abend.

Müller. Jetzt sagt mir doch mal, ist das Konzilium vorbei? Darf man fidel sein? Wie wär's mit einem Skat? Kohlsaat, rücken Sie da herunter. Sie tun doch mit, Herr Pastor zu meiner Rechten?

Lambert (mit einem Blick auf Schwarz). Ich weiß nicht, es ist mir schon zu spät.

Müller. Und Sie, Herr Pastor zu meiner Linken?

Schwarz. Ich bedaure, ich spiele nie.

Müller (affektiert erschrocken). O! O! Welch ein Jammer! (Steht auf und setzt sich zu Eulers, zwischen diesen und Kohlsaat.) Da wird mir's doch zu solid. Beckmann spielt auch nicht Skat, oder doch nur sehr minimal. Herr Eulers?

Eulers. Wenn's Tarok wär', oder High Five, oder Poker —

Müller. Ja, was machen wir denn da? Singen wir mal eins, ein deutsches Lied! Kohlsaat, singen Sie mit. (Geht ans Klavier.) — „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald", vorwärts. Die Kehlen erst stärken. — Also los!

(Sie singen die erste Strophe mit komischer Übertreibung der Endzeilen und dem angehängten Refrain: „Und wir brauchen's keine Schwiegermamama". Eulers lacht unbändig und klatscht. Auch die Pastoren lachen, mit einiger Reserve. Beckmann wendet sich mit Abscheu weg.)

Müller. Von der Anstrengung wird's einem ganz schwach. — Wittib, kommen Sie mal her. Haben Sie mich ein bißchen lieb, ja? Sie sind heut' so schön und nett und mollig. (Faßt sie am Kinn.) Was

täte mir denn jetzt wohl? So ein rechter Lebenswärmer, wissen Sie. So — so — (Faßt sie um die Taille.)

Wittib. Sehen Sie denn nicht, Herr Doktor, daß ich eine alte Frau bin?

Müller. So alt sind Sie, Gott sei Dank, noch nicht. „Schöne Wittib, Mädchen ohnegleichen, schöne Wittib, lasse dich erweichen!" (Als er zu zärtlich wird, entzieht sie sich ihm.)

Kohlsaat. Heinrich, mir graut vor dir!

Müller. Was ist denn da dabei? Ich meine ja nur einen ordentlichen Schnaps. Bringen Sie mir einen Manhattan Cocktail. Das ist so das Wahre, kein so fades Spülwasser wie der Riesling da.

Wittib. Gleich, Herr Doktor. Fred holt grad ein frisches Faß.

Müller. Ei was, eine rechte Wirtin kann das selber mischen. Lassen Sie mal mich machen.

Kohlsaat. Nee, ich mach' das schon. Paß mal auf. (Läuft hinter die Bar, schlüpft in Freds weiße Schürze und schüttet aus mehreren Flaschen Flüssigkeit in ein Schnapsglas. Dann kommt er mit dem gefüllten Glas auf einem Teller zurück.)

Müller. Sie, Pikkolo, einen Manhattan hab' ich bestellt. Da fehlt noch die Kirsche.

Kohlsaat. Pardon, Herr Doktor, Pardon. (Geht wieder hinter die Bar, tut etwas ins Glas und kommt wieder.)

Müller (unterdessen). Das wird ein schönes Gesüff geben.

Kohlsaat. Hier, Herr Doktor.

Müller (das Glas in der Hand). Und du glaubst vielleicht, so was gieße ich hinter die Binde?

Kohlsaat. Ein Doktor, der die halbe Stadt vergiftet, hat Angst?

Müller. Mein Teſtament liegt in meinem Schreibtiſch! (Schüttet das Getränk hinunter, huſtet fürchterlich, ſpringt in eine Ecke und ſpuckt aus.) Pfui Teufel! Du Kanaille du, du ſollſt mir mal unter die Klinge kommen!

Kohlſaat (unter Lachen). Werde mich ſchwer hüten! So geht's, wenn man nicht bei ſolidem deutſchem Trank bleibt. Hat ſonſt noch jemand Luſt nach mixed drinks? (Immer noch mit der Schürze an; mitten im Zimmer ſtehend.) Übrigens eine glänzende Idee! Meine Herren! Geſtatten Sie auch mir, mit einem Programm hervorzutreten. Schon der große Schiller preiſt die Macht des Geſanges. Mehr als jede Propaganda, mehr als alle Schulen, Univerſitäten, Zentralſtellen und Zeitungen würde der deutſche Männergeſang die deutſche Kultur im Land verbreiten; ja, er würde auf ſeinen Flügeln ganz Amerika emporreißen zu paradieſiſchen Höhen!

Beckmann. Pfui, ſchämen Sie ſich. Ich verbitte mir den Spott.

Kohlſaat (fidel fortfahrend). Ich ſchlage vor, das deutſche Kommersbuch in einer Volksausgabe von zehn Millionen Exemplaren im ganzen Land zu verbreiten. In zehn Jahren würden nur noch deutſche Lieder geſungen werden, und wieder in zehn Jahren —

Müller (Kohlſaat umarmend). Bravo, braviſſimo! (ſingt johlend) . . . „deutſcher Wein und deutſcher Sang!" (Die beiden Arm in Arm johlen weiter.)

Beckmann (iſt wütend aufgeſprungen und zieht ſeinen Überrock an). Noch einmal, ſchämen Sie ſich! Und wenn Sie alle

so heruntergekommen sind, daß Sie keinen Sinn mehr haben für die höchsten Ideale, und wenn ich ganz allein dastehe: ich werde Ihnen zeigen, was die Kraft eines Mannes vermag! (Stürzt davon.)

(Kohlsaat und Müller lachen, setzen sich in trunkener Seligkeit zusammen und trinken. Eulers spricht lachend zu ihnen.)

Schwarz. Ich glaube, ich gehe besser auch. (Steht auf.) Was bin ich schuldig, Frau Wirtin?

Wittib. Fünf Cents, wenn ich bitten darf.

Schwarz (zahlt). Gute Nacht, meine Herren.

(Lambert steht auch auf und begleitet ihn zu seinem Überrock; ist ihm behilflich.)

Lambert. Ich freue mich jetzt aufrichtig, daß ich Ihre persönliche Bekanntschaft gemacht habe.

Schwarz. Also recht gute Nacht und auf Wiedersehen, Herr Bruder!

Lambert. Ja wissen Sie, wir wollen ja gute Nachbarn bleiben, aber beim „Bruder" hört die Freundschaft auf!

(Mit einem erstaunten Blick auf Lambert geht Schwarz ab. Als er draußen ist, fängt Müller an zu singen, und die übrigen stimmen ein: „Nun so woll'n mer nochmal, nun so woll'n mer nochmal, heirassassa, lustig sein, fröhlich sein, hopsassassa." Unter allgemeinem Gekröhl fällt der Vorhang.)

Vierter Akt.

Szene wie im ersten Akt. Vormittag. Rebekka, die eben gefrühstückt hat, sitzt zu Anfang noch an einem Teetischchen beim Kamin. John und Else in den Schaukelstühlen.

Erste Szene.

Rebekka. Jetzt sagt mir doch, was ich mit dem schrecklichen Menschen anfangen soll. Da — diesen ganzen Stoß Schriften —

Else. Du liest das Zeug einfach nicht. Wozu sich lang den Kopf zerbrechen?

Rebekka. Aber ich muß ihm doch etwas sagen!? Er wollte ja heute vormittag kommen.

John. Überlaß das ruhig Robert. Der wird ihn schon zur Vernunft bringen — oder gebracht haben. Er muß doch Beckmann bereits gesagt haben, daß ihr verlobt seid. Damit is die ganze Geschichte überhaupt erledigt. Selbstverständlich. — Nee, ich möchte bloß dem seine Augen gesehen haben, wie er's erfuhr.

Else. Ich auch. Das muß fidel gewesen sein. Kinder, ich glaub', er wird herumlaufen wie ein begossener Pudel. Weißt du, er hat doch gewaltig nach dir geangelt.

Rebekka. Ach Unsinn.

Elſe. Aber natürlich. Stell dich mal nicht ſo. Du weißt es ſo gut wie ich.

John. Well, wir wollen lieber ſagen, er hat nach „dem“ geſiſcht. (Macht die Bewegung des Geldzählens.) Das is eher wahrſcheinlich.

Rebekka. Eigentlich tut er mir leid. Er hat doch früher Robert viel Gutes getan; und Robert hat ihn auch ſehr gern.

Elſe. Jetzt tut er dir auch noch leid! Weißt, das kann mich beinah ärgern. Beckmann — na, ich will nur ſoviel ſagen — Beckmann hätt' dir ganz beſtimmt ſchon am erſten Tag einen Heiratsantrag gemacht, wenn du nicht — wenn du nicht Rebekka heißen würdeſt. Glaub mir's nur. Ich kenn' ihn gut. So ein arger Philiſter er auch iſt, auf eine gute Partie hat er doch immer geſpannt. Hab' ich nicht recht, John?

John. Well, widerſprechen kann ich dir nich. 's is halt ſo 'ne Sache mit dem Beckmann. Der Robert is uns immer viel ſympathiſcher geweſen. Das muß ich ſagen. Er hat immer ſo was ganz anderes an ſich gehabt; ſo was Herzliches, möcht' ich ſagen.

Elſe. Ein lieber Kerl! Gelt, Schweſterchen — aber ich darf dich nicht noch eitler machen, als du ſo ſchon biſt.

John. Und ein tüchtiger Menſch, ein guter Menſch; jawohl, alles was wahr is.

Rebekka. Ja, Robert —

Elſe. Na, was machſt dann ſo ein elegiſches Geſicht dazu? So ſei doch vergnügt. Du biſt geſtern

abend ſchon ſtill genug geweſen. John hat's auch geſagt.

John. Recht ſtill, recht ſtill, 's is wahr.

Elſe. Aber Kind, was iſt dir denn? Du weinſt doch nicht? Ich wollte dir ja ganz gewiß nicht weh tun. Komm.

Rebekka. Ach Elſe — ich kann's noch gar nicht glauben. Wenn er nicht bei mir iſt, dann — dann iſt mir ſo furchtbar ſchwer ums Herz. Ich fürchte immer, es war nur ein Traum. Wie kann mich Robert nur haben wollen — mich! Ich hätte vernünftig ſein ſollen. Ich darf ihn nicht an mich feſſeln. Es iſt unrecht von mir. O, ich weiß, er wird es doch bereuen.

Elſe. Was du dir für Gedanken machſt! Komm, Kind.

Rebekka. Ja, er wird es bereuen; ich weiß, er wird es bereuen. (An Elſes Bruſt weinend.) Ich muß ihm doch alles ſagen, wie es geweſen iſt. Ich kann ihm nichts verſchweigen — nichts — wenn er mir in die Augen ſchaut. Ich kann ihn nicht belügen. Und dann — wird er mich fortſchicken, — mich verachten. (Schluchzt.)

Elſe. Ich verſteh' dich nicht, mein Kind. Komm, ſei doch vernünftig. Du mußt nicht immer an die alten Sachen denken. Er liebt dich doch. Man ſieht's ja Robert an, wie lieb er dich hat.

Rebekka. O die Liebe — (Sich gewaltſam beruhigend.) Du haſt recht. Ich will vergeſſen. Ich vergeſſe ja alles, wenn er bei mir iſt. Wenn er nur käme!

John. Und das will ich dir ſagen, Rebekka — den Sanders hab' ich nich gekannt; den haben wir alle

nich gekannt. Aber deinen Robert — auf den laß ich nix kommen; den kenn' ich schon so lang; für den Robert leg' ich die Hand ins Feuer. Jawohl; auf den laß ich nix kommen. (Es klopft.) Herein! Morgen! höchste Zeit! (Robert tritt ein.) Ausgeschlafen?

Zweite Szene.

Robert. Guten Morgen, guten Morgen. (Gibt Rebekka einen Strauß Rosen.)

Rebekka. Endlich! guten Morgen, mein Lieb. Ich danke dir. Wie schön sie sind! (Umarmung; sie sieht ihm einen Moment schweigend in die Augen.) — Wie frisch du aussiehst!

Robert. Wie soll ich auch anders aussehen, wo mir's so gut geht? — Hast du nicht gut geschlafen?

Rebekka. Schließlich schon; aber ich blieb lange wach.

Robert. Ich auch. — Sonst wäre ich nicht verschlafen. 's ist eine Schande.

John. Hast keinen Katzenjammer?

Robert. Ei woher denn auch?

John. Well, bei mir is es nich so ganz normal. (Deutet auf Kopf und Magen.)

Else. Robert hat immer mehr vertragen können als du.

Robert (lachend). Das ist wahr. (Setzt sich neben Rebekka.)

John. Jetzt erzähl mal. Was hat denn Beckmann dazu gesagt?

Robert. Ich hab' ihn noch nicht gesehen.

Else. Was, dann weiß er noch gar nichts?

Robert. Ich hörte ihn vorhin in seinem Schlafzimmer, und besann mich einen Augenblick, ob ich

zu ihm hineingehen sollte. Aber ich war so wie so spät genug daran. Und dann waren mir auch die Blumen wichtiger.

Rebekka. Du hast sie selbst geholt? —

Else. Hört, das ist einzig; das ist wunderbar. Dann werden wir also hoffentlich den erschütternden Vorgang selbst sehen. Er will nämlich heute früh noch deiner Braut seine „Aufwartung machen".

Robert. Jetzt schon?

Rebekka (auf das Paket deutend). Du weißt ja, Robert. Ich sagte es dir gestern.

Robert. Ach so.

John. Wir haben eben drüber gesprochen. Ich hab' Rebekka geraten, sie solle die Sache ganz gehen lassen; du werdest Beckmann schon das Nötige sagen.

Rebekka. Ja, sei so gut, Robert — was soll ich denn tun? Ich möchte Beckmann nicht beleidigen. Er tut mir so leid. Kann ich ihm denn etwas helfen? Ich weiß gar nicht, was ich ihm sagen soll.

Robert. Wenn wir nur wüßten, was er gestern abend erreicht hat.

John. Nix hat er ausgerichtet, natürlich nix; sonst wär's schon in den Zeitungen gestanden. Ich hab' nix drin gefunden. Und überhaupt geht das unsere Sache nix an. Beckmann will Geld haben, und Rebekka kann ihm keins geben. Jetzt vollends gar nich. That's all.

Robert. Hugo meint eben, wenn er nur etwa zwanzigtausend Dollars als Grundkapital hätte, wäre

die größte Schwierigkeit überwunden; die Hauptsumme würde dann wie von selbst eingehen.

John. Ppp... Das is ja heiter. Der Mann is wirklich meschukke. Und die Zwanzigtausend soll ihm vielleicht Rebekka „zu Füßen legen"? A glorious idea, I declare!

Robert (achselzuckend). Nun — ihr kennt ja Hugo.

John. Das is sehr gut; das is ausgezeichnet. That beats everything.

Rebekka. Kann ich ihm denn gar nichts helfen? Soviel ist ja nicht möglich.

John. Überhaupt nich. Gibt's gar nich. No such thing! Seine ganze Unternehmung is 'n Unsinn. Und abgesehen — Also ich will euch mal was sagen. Ich bin doch bis jetzt Rebekkas Vermögensverwalter, nich? — bis zu eurer Hochzeit wenigstens. Also noch vierzehn Tag'. So lang hab' ich die Verantwortung. Daß ihr keinen dummen Streich spielt, aus lauter Sentimentalität. Wenn man heiratet, darf man nich sentimental sein für andere. Wenn ihr mal verheiratet seid, bekommt ihr auch Kinder.

Else. John —

John. Nu natürlich, hoffentlich! Wir sind doch lauter erwachsene Leut', wir genieren uns vor einander nich. Also ihr müßt auch an eure Kinder denken. Die Rebekka hat ein Einkommen von achtzehntausend Dollars. Was der Robert verdient, das is seine Sache. Brauchen werdet ihr soviel jetzt nich; aber wenn ihr zehn Kinder habt —

Robert (belustigt). Ums Himmels willen —

John (eifrig). Was denn? Wer kann das wiſſen? Man muß doch vernünftig rechnen; es kann auch ein Dutzend werden. Alſo einfach kurz und gut, to make it short, junge Eheleut' können überhaupt nich genug Geld haben.

Elſe. Und alte erſt recht nicht.

John. Well, was ſagt ihr? Hab' ich nich recht?

Robert. Nun, Rebekka iſt mit mir ja einer Anſicht über die Pläne Hugos; an eine Gründung, wie er ſie im Sinne hat, denkt natürlich keines von uns beiden. Was aber das rein Finanzielle anbelangt, ſo hat Rebekka vollſtändig freie Hand. Ich verdiene mehr als genug.

John. Um ſo beſſer; um ſo beſſer.

Robert. Etwas ließe ſich für Hugo aber doch vielleicht tun, wenn ich mir's überlege.

Rebekka. Bitte ſag mir's, Robert. Wir haben deinen armen Vetter jetzt ſo verläſtert, daß mir's eine wirkliche Genugtuung wäre, ihn zu entſchädigen.

Robert. Ich weiß freilich nicht, ob ihm heute noch daran gelegen iſt. Die Sache iſt die. Er hat ſchon immer den Wunſch gehabt, von der Journaliſtik ganz wegzukommen, um freier arbeiten zu können. Er dachte oft an die Gründung einer Monatsſchrift, für die er in Muße arbeiten könnte, und die ihm doch Gelegenheit geben würde, auf das Publikum zu wirken.

Rebbekka. Ginge denn das nicht?

John. Das wäre am Ende nich ſo übel. Das läßt ſich eher hören.

Robert. Eine illuſtrierte deutſche Zeitſchrift, die es mit den amerikaniſchen, wie Harpers, Century und

so weiter aufnehmen könnte, haben wir hierzuland nicht. Und ein solches Unternehmen könnte deshalb schon Erfolg haben. Hugo könnte die Redaktion übernehmen. Mehr als einen Artikel monatlich brauchte er ja nicht zu schreiben; der allgemein unterhaltende Teil würde sicher einen größeren Leserkreis finden.

John. Das is der Punkt. Wenn der Beckmann mehr als einen Artikel im Monat bringt, geht die ganze Zeitschrift um die Ecke.

Rebekka. Der arme Kerl.

John. Im Ernst; das is gar keine üble Idee. Die Magazine bezahlen sich alle durch den Inseratenteil. Riskiert wär' da nich viel und vielleicht wär's sogar ein gutes Investment.

Rebekka. Nun also, wieviel —

John. Kaltes Blut! Jetzt wart mal ab. Du weißt noch gar nich, ob er will. Das kann niemand sagend. Hugo Beckmann is unerforschlich.

Robert. Am Ende wäre das die beste Lösung. Ich bin überzeugt, wenn er nur einmal einen Wirkungskreis hat, wo er unabhängig von der Tagespolitik ist, dann wird er auch ruhiger und gemäßigter. Jedenfalls wird er in der Leitung der Zeitschrift seine Pflicht tun. Als Redakteur der Abendpost hat er sich ganz gewiß bewährt.

John. Well, das is auch wahr. Die Abendpost is nich schlecht.

Rebekka. Dann werde ich ihm also den Vorschlag machen — oder nein, lieber du, Robert.

Robert. Wie du willst.

Dritte Szene.

Das Mädchen. Herr Beckmann läßt fragen, ob er Mrs. Sanders allein ſprechen könne.

Elſe. O je — führen Sie ihn nur herein. (Mädchen ab.) Das klingt ja unheimlich.

Beckmann. Guten Morgen, meine Herrſchaften. Bitte ſehr um Verzeihung, wenn ich ſtöre.

Elſe. Sie ſtören gar nicht, Herr Beckmann. Wir haben gerade von Ihnen geſprochen. Nehmen Sie doch Platz.

Beckmann. Danke ſchön. Ich muß offen ſagen, es wäre mir ein großer Gefallen, wenn Mrs. Sanders die Güte haben wollte, mir ein paar Minuten ihrer Zeit zu ſchenken. Ich habe allerdings keine Geheimniſſe. Aber ich komme nie dazu, das, was ich ſagen will, ganz zu ſagen, wenn ſo viele Menſchen dabei ſind.

Elſe. Wir werden Ihnen das Feld räumen. Kommt, Kinder.

Beckmann. Nehmen Sie mir meine Offenheit nicht übel.

Elſe. Kann man Ihnen denn was übelnehmen?

Robert. Ich möchte dir mitteilen, Hugo —

Beckmann. Ach Robert, ich weiß, was du ſagen willſt. Du läßt mich ja nie ausreden.

John. Well, Beckmann, wir wollten Ihnen ſchon geſtern ſagen — 's is nämlich —

Elſe (hält John den Mund zu, mit einem bedeutungsvollen Blick auf Robert und Rebekka, und ſchiebt John hinaus). Ein Vorſchlag zur Güte. Mein Mann iſt alſo fort. Herr Elden und ich werden uns in den Salon

verfügen, um in der Nähe zu sein. Wir werden nicht horchen, Herr Beckmann; Sie werden soviel Vertrauen in uns haben. Wir vertrauen auch Ihnen. Aber ich halte es als Hausfrau für meine Pflicht, den Anstand zu wahren und erstens meine Gäste — Herr Elden war nämlich unser erster Morgenbesuch, verstehen Sie — nicht hinauszuwerfen, und zweitens selbst in der Nähe meiner Schwester zu bleiben, wenn sie mit einem jungen, unverheirateten Mann eine Unterredung unter vier Augen hat. Also auf Wiedersehen. (Sie zieht Robert in den Salon.)

(Beckmann sieht ihnen in sprachlosem Erstaunen nach.)

Rebekka (lacht herzlich). Aber so setzen Sie sich doch, Herr Beckmann. (Er tut es.) Ich habe leider Ihre Schriften noch nicht lesen können. Ich hatte wirklich keine Zeit.

Beckmann. Das schadet nichts. Ich habe es mir gedacht.

Rebekka. Ich hatte gefürchtet, es werde Sie beleidigen.

Beckmann. Sie hatten gewiß auch gefürchtet, ich würde zu Ihnen kommen, um Sie noch einmal um finanzielle Unterstützung meiner Pläne zu ersuchen. Vielleicht hätte ich Sie gestern noch mit diesen Dingen belästigt. Seit der letzten Nacht ist alles anders geworden. Ich habe die traurige Erfahrung machen müssen, daß auch die sogenannten Gebildeten unter den Deutsch-Amerikanern für die Gedanken, von deren Richtigkeit und Erfüllbarkeit ich nach wie vor überzeugt bin, noch nicht reif

sind. Die Hälfte der Geladenen zog es vor, nicht zu erscheinen: mit einer gefallenen Größe rechnet man ja nicht mehr. Die andern fanden meine Ideen lächerlich, und wieder andere waren betrunken und zeigten sich auf diese Weise als Angehörige des deutschen Stammes. — Ich muß also warten. Vielleicht wird es in einigen Jahren besser aussehen. Eine unablässige Erziehungsarbeit wird nötig sein. — Werden Sie nicht ungeduldig, Mrs. Sanders, ich bin gleich zu Ende.

Rebekka. Reden Sie nur. Ich höre zu.

Beckmann. Ich habe den Entschluß gefaßt, meinen Plan einer Organisation des Deutschtums in Amerika vollständig und in allen Einzelheiten auszuarbeiten. Das ganze System werde ich in einem Buch von mäßigem Umfang aber schlagender Überzeugungskraft dem Publikum vorlegen. Das wird in etwa zwei Jahren geschehen. Man wird alle Möglichkeiten und Kräfte des Deutschtums überblicken können. Die von mir aufgeworfenen Fragen werden zur allgemeinen Diskussion gestellt sein und müssen entschieden werden. Der Enderfolg ist unzweifelhaft. Es gilt ja nur, das schlummernde Selbstgefühl und die gebundene Kraft der deutschen Rasse zu wecken. Sind sich die Deutschen Amerikas erst ihrer Kraft bewußt, dann bilden sie eine unwiderstehliche Macht. — Das wollte ich Ihnen sagen. Und noch eins. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie an jenem ersten Abend unseres Zusammenseins gekränkt habe. Ich habe es später selbst gefühlt, wie unrecht ich tat.

Rebekka. Ich habe nichts zu verzeihen, Herr Beckmann.

Beckmann. Doch ja. Es liegt mir viel daran, daß Sie nicht den Eindruck behalten möchten, als sei ich immer so taktlos wie damals in meiner Aufregung. Vielleicht habe ich einmal Gelegenheit, Ihnen durch meine Arbeit zu beweisen, daß meine Ideen nicht gar so lächerlich sind, wie sie damals erschienen.

Rebekka. Wer spricht denn von lächerlich!

Beckmann. Ich weiß nur zu gut, Mrs. Sanders. Derjenige, der mir zunächst stehen sollte, fand es nicht einmal der Mühe wert, zu der Versammlung zu kommen, an der mir so unendlich viel gelegen war. Nun, es ist ja gut so.

Rebekka. No— Ihr Vetter?

Beckmann. Reden wir nicht von ihm. Ich weiß jetzt, daß ich ganz allein stehe und von niemand Hilfe zu erwarten habe. Eines aber wäre mir ein glückliches Vorzeichen für den schließlichen Erfolg meiner Arbeit, wenn ich die Gewißheit hätte, Mrs. Sanders, daß Sie mit einigem, wenn auch noch so geringen Wohlwollen an mich dächten. Ich wage heute nicht mehr zu sagen. Noch habe ich Ihre Achtung nicht verdient. Aber gestatten Sie mir, Sie meiner Verehrung zu versichern.

Rebekka (sich erhebend). Herr Beckmann, Sie müssen wissen, ich —

Beckmann. Mrs. Sanders, nur eine Minute schenken Sie mir noch Gehör. Ich werde kein Wort reden, das Sie kränken könnte. Ich wollte Ihnen nur

einmal sagen, daß noch nie eine Frau einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, vom ersten Augenblick an, da ich Sie sah. Und ganz in der Ferne, wenn meine Wünsche egoistisch werden und am höchsten fliegen, da schwebt mir ein Ziel vor Augen, eine Möglichkeit, eine vermessene Hoffnung: Sie möchten einmal, wenn ich etwas geleistet habe, mehr für mich empfinden können als Wohlwollen; Sie möchten —

Rebekka. Sie tun mir leid, Herr Beckmann. Robert wird Ihnen sagen — verzeihen Sie — (Sie eilt in den Salon).

* * *

Beckmann. „Robert" — was bedeutet das? Sollte Robert — das ist nicht möglich — (Pause; dann treten Rebekka, Robert und Else ein.)

* * *

Else. Wir haben Ihnen etwas zu sagen, was Sie wohl sehr überraschen wird.

Robert. Ich wollte dich gestern nachmittag schon sprechen, aber du warst nirgends zu finden, und John konnte sich am Telephon mit der Wittib nicht verständigen. Wir hätten dich gerne noch bei uns gehabt. Wir haben unsere Verlobung gefeiert. Deswegen bin ich nicht gekommen.

Beckmann (bitter). So so. Da verstehe ich allerdings alles. (Sich beherrschend, aber ohne einem der Verlobten die Hand zu geben.) Ich gratuliere. (Zu Rebekka.) Ich wollte, Sie hätten mir das vorher gesagt. Ich hätte Sie dann nicht mit meinen Reden belästigt.

Elſe. Aber Sie ließen uns ja gar nicht zu Wort kommen!

Rebekka (gibt Beckmann die Hand). Sie haben mich nicht beläſtigt, Herr Beckmann. Ich bin Ihnen für Ihr Vertrauen aufrichtig dankbar. Und ich darf Ihnen nun wohl meinerſeits ſagen, daß ich Sie in den wenigen Minuten unſeres Geſprächs ſchätzen gelernt habe. Ich bewundere Sie, daß Sie trotz Ihrer üblen Erfahrungen den Mut und den Glauben an Ihr Ideal nicht verloren haben.

Beckmann. Ich danke Ihnen.

Robert. Rebekka hat gerade, ehe du kamſt, mit uns beraten, wie ſie dir helfen könnte.

Beckmann (grob). Ich brauche keine Hilfe.

Robert. Und ſie wollte dich fragen, ob dir damit gedient wäre, wenn dein alter Plan einer großen deutſchen Monatsſchrift verwirklicht würde.

Rebekka. Robert ſagte mir, Sie hätten ſchon längſt gewünſcht, ſich von der Journaliſtik freizumachen.

Beckmann. Freilich, das will ich noch. O, ich hätte ja ſo unendlich viel mehr Zeit. Was könnte ich da nicht alles tun!

Robert. Du würdeſt alſo die Herausgabe einer ſolchen Zeitſchrift übernehmen?

Beckmann. Ich? Und wie gerne! Ich gewänne Jahre meines Lebens; ich würde ein ganz neuer Menſch, wenn ich mich nicht fortwährend mit all dem kleinlichen Hader und Zank und Klatſch und Kram des Tages herumzuſchlagen hätte. Es wäre herrlich. Ich könnte auch mein Buch viel früher fertig bringen.

Rebekka. Es kommt nur auf Sie an, Herr Beckmann!

Beckmann. Sie wollten wirklich die Mittel dazu geben? Wirklich und wahrhaftig?

Rebekka. Wie ich ſagte, die Einzelheiten können Sie ja mit John und Robert beſprechen.

Beckmann. Nein, es geht doch nicht. Ihre Anſichten ſind zu verſchieden von den meinen. Ich müßte meine Überzeugung opfern; und das kann ich nicht. Meine Selbſtändigkeit kann ich nicht aufgeben; das bringe ich nicht über mich.

Rebekka. Lieber Herr Beckmann, Ihre Selbſtändigkeit werden wir Ihnen nicht ſtreitig machen. Das ſoll Ihnen keine Sorge ſein. Nicht wahr, Robert?

Robert. Als Redakteur biſt du natürlich ganz unabhängig.

Rebekka. Vielleicht werden Sie Robert auch davon überzeugen, wie Sie mich überzeugt haben, daß Ihre Gedanken auf jeden Fall ſehr anregend ſind, ob man damit einverſtanden iſt oder nicht.

Robert. Und du wirſt die Zeitſchrift wohl auch nicht mit Politik überſchwemmen wollen.

Beckmann. Nein, nein, das nicht. Mein Syſtem kommt in mein Buch.

Elſe. Da iſt's gut aufgehoben.

Rebekka. Wollen wir's dann nicht verſuchen?

Beckmann. Ja, ich will's verſuchen. Ich danke Ihnen tauſendmal. Sie ſollen es nicht zu bereuen haben. Es ſoll eine Zeitſchrift werden, wie es keine gibt im Land. Ich danke Ihnen, Mrs. Sanders, ich danke Ihnen.

Rebekka. Nicht mir, Robert hat den Vorschlag gemacht.

Beckmann. Verzeih mir, Robert. Ich hab's nicht verdient. Ich habe schlecht von dir geredet. Gott weiß, wie leid mir's tut. (Schüttelt ihm gerührt die Hand.)

Robert. Laß es gut sein. Also abgemacht.

Beckmann. Jetzt freut mich das Leben wieder, und jetzt freut mich's auch, daß ihr glücklich seid. Ja, ihr werdet glücklich sein, ohne daß man es euch zu wünschen braucht. Laßt mich jetzt gehen. Ich muß erst zur Besinnung kommen. Mir schwindelt's förmlich vor Freude, Plänen und Hoffnungen. Adieu.

Rebekka. Aber heute abend werden wir Sie doch bei uns sehen?

Beckmann. Wenn ich nicht störe, komme ich gerne auf eine halbe Stunde.

Robert. Also auf Wiedersehen heut' abend.

Beckmann. Also nicht wahr, wenn dir deine Braut nachher erzählt, wie ich dich verleumdet habe, trägst du mir's nicht nach. Ich hatte von allem ja keine Ahnung. Und du weißt, wieviel in den letzten acht Tagen auf mich hereinstürmte. Es war mir oft, als hätte ich den Boden unter den Füßen verloren.

Robert. Aber jetzt rede doch nicht mehr davon. Wir wollen mal alle zusammen recht vergnügt sein. Und wir zwei — na, ich brauche dir's ja nicht erst zu sagen, Hugo. Wir verstehen uns schon. (Schütteln sich nochmals die Hand.)

Beckmann. Ihr ſollt euch nicht an mir zu ſchämen haben. (Ab.)

Elſe. 's iſt wahr, er iſt doch ein guter Menſch. Er hat mir jetzt ſelbſt leid getan. Habt ihr's nicht bemerkt — Er iſt ganz weiß geworden, wie's ihm Robert ſagte. Ich glaube wirklich, er iſt in dich verliebt.

Rebekka. Das nehme nun ich wieder leichter als du, Elſe. Er ſprach ja nur von einer fernen Zukunft und ging ganz heiter weg.

Robert. Nein, ich glaube kaum, daß es ſo ernſthaft iſt. Ihr werdet ſehen, er iſt jetzt der zufriedenſte Menſch.

Elſe. Ja, auf ein halbes Jahr. Kennen wir. Ich ſollte mich wundern, wenn er dann nicht wieder über irgend etwas zu ſchimpfen hätte.

Robert. Wenn die Zeitſchrift nur erſt ordentlich im Gang iſt, tut's ja keinen Schaden. — Ich danke dir, mein Schatz, daß du ſo gut gegen ihn geweſen biſt. Du haſt wieder einen Menſchen glücklich gemacht; und es iſt mir grad zumut, als hätten wir nun ſelber erſt ganz das Recht, unſer Glück zu genießen.

Rebekka (an ſeinem Hals). Ach Robert, das Recht glücklich zu ſein, haſt nur du.

Robert. Lieb!

Elſe. Wenn ihr ſo anfangt, verſchwinde ich. Alſo good-bye.

Rebekka. Warum willſt du fort?

Elſe. Ich bin doch, Gott ſei Dank, nicht eure Gardedame!

Robert. Trotz deiner Predigt vorhin?

Elſe. Grad deshalb. Adieu, Kinder. Auf Wiederſehen bei Tiſch. Du ißt natürlich jetzt bei uns, Robert.

Robert. Danke ſchön, Elſe. (Elſe ab.)

Vierte Szene.

Robert. Rebekka —

Rebekka. Mein Robert —

Robert. Was war dir denn, mein Lieb? Du hatteſt Tränen in den Augen, als ich kam.

Rebekka. O, es iſt nichts, Robert.

Robert. Doch, doch. Du warſt traurig. Ich fühlte es wohl. Kannſt du nicht glücklich ſein wie ich? Und warum ſoll ich allein das Recht haben, glücklich zu ſein? Biſt du noch verzagt?

Rebekka (leidenſchaftlich). Wenn du bei mir biſt, iſt alles gut. Nicht wahr, du läßt mich nie allein?

Robert. Nein, Rebekka, nie.

Rebekka. Als du fort warſt, geſtern abend, wurde mir's ſo ſchwer, ach ſo bang — Robert — Robert — kannſt du mich denn haben wollen? Reut's dich nicht? Wenn's dich reuen würde, Robert — es wäre mein Tod.

Robert. Mein lieber Schatz, was denkſt du? Sieh mich doch an; ſeh' ich aus wie einer, den etwas reut?

Rebekka. Sei mir nicht bös, mein Lieb; ich denke ja nur an dein Glück und deine Zukunft. Ob es

nicht ein Unrecht ist, wenn ich dich an mich fessle? Ob du nicht nur jetzt glaubst, du liebest mich, und später dann, wenn du ruhig überlegst —

Robert. Ich denke und überlege nicht, Rebekka; ich weiß nur, daß ich ohne dich nicht leben kann.

Rebekka. Siehst du, wenn wir auf unserer Reise in deine Heimat kommen, und deine Verwandten — die wissen doch — die erfahren doch, daß ich — ach, ich kann's nicht sagen, was ich sagen will —

Robert. Was erfahren die, was wissen die?

Rebekka (ablenkend). Die merken doch, daß ich Jüdin bin, und wenn du dich dann meiner schämen würdest —

Robert (belustigt). Aber hör mal, da muß ich wirklich lachen. Das meinst du doch nicht im Ernst? Oder hältst du mich für so kindisch? Ich mich an dir schämen, du mein herrliches, schönes, süßes Weib! Ich mich an dir schämen — Rebekka! Nein, das ist ja wirklich — es ist wirklich unnötig, daß du dir über solche Dinge Sorgen machst.

Rebekka. Du mußt mich nicht mißverstehen. Du weißt noch gar nicht, wie anspruchsvoll ich bin. „Schämen" ist ja nicht das richtige Wort. Wie soll ich mich denn ausdrücken? Wenn nur ein Gefühl des Unbehagens in dir aufsteigt, als würden dich die Leute nicht mehr für voll nehmen — meinetwegen; wenn du nur einen Schatten von Mißachtung zu tragen hättest, weil du eine Jüdin geheiratet hast — vielleicht würdest du mir dann doch im stillen einen Vorwurf machen. Und das möchte ich dir und mir ersparen. Du sollst frei

und ſtolz und glänzend in der Welt daſtehen, wie du's verdienſt — und ich, ich möchte bei dir, mit dir ſein können, ganz dein Weib, deine Gefährtin, dein Kamerad. Nur nicht verachten — nicht auf mich herunterſehen, wie auf ein Geſchöpf zweiter Klaſſe! — Bloß geduldet werden als dein Anhängſel — das könnte ich nicht ertragen.

Robert. Ich begreife dich nicht! Du biſt ja mein Weib, meine Gefährtin, mein Kamerad! Den möcht' ich ſehen, der's wagen würde, dich zu verachten, dich! Nein, das ſind ja ganz überflüſſige und nutzloſe Befürchtungen. Ich ſehe wahrhaftig nicht ein, warum wir uns mit ſolchen Phantomen das Leben verbittern ſollten. Ich hab' dir doch überhaupt geſagt, daß mich nach meiner Heimat nicht die Menſchen ziehen, ſondern die Landſchaft. Was kümmern uns die Menſchen! — Es war nur ſo eine Idee von mir. Ich dachte es mir ſo ſchön, mal mit dir durch die alten, herrlichen Wälder zu ſtreifen. Ich wollte dir all die Plätze zeigen, wo ich als Junge geſchwärmt und geträumt habe; den Fluß und See, dann in die Berge hinein. Aber du kennſt ja die Gegend ſelbſt. Wenn's dir lieber iſt, fahren wir gleich durch nach Italien, oder wo du hin willſt. Die Welt ſteht uns offen. Wer hat es beſſer als wir? Weißt du ein glücklicheres Paar? Ich nicht. Ich beneide mich ſelber.

Rebekka. Ich möchte mich ja ſo gerne freuen, Robert. Muß denn die Reiſe ſein — jetzt ſein?

Robert. Ich meinte, es mache dir Vergnügen. Wenn nicht, dann bleiben wir ganz einfach hier. Wie du willſt, mein Lieb.

Rebekka. Ich möchte mit dir allein ſein; an einem ſtillen Ort dich ganz für mich haben. Nicht hier; weißt du, irgendwo im Süden, in Georgia oder Florida, wo es warm und ſonnig iſt; fern vom Menſchengetriebe. Nur ein Vierteljahr mit dir glücklich ſein, ganz glücklich; nur eine Woche glücklich ſein mit dir, geliebt ſein von dir. Ich ſehne mich ſo nach Liebe, Robert, Liebe! Dann — dann mag kommen, was will. (Sie verbirgt ihr Geſicht an ſeiner Bruſt.)

Robert. Rebekka — mein Weib, mein Lieb — was iſt dir denn?

Rebekka. Willſt du mir das zulieb tun? Ich wäre dir ſo dankbar.

Robert. Wie kannſt du fragen? Alles, was dir Freude macht. Ich kann nur immer nicht verſtehen —

Rebekka. Du verſtehſt es freilich nicht, eh' du nicht alles weißt.

Robert. Ich bitte dich, laß doch endlich die Vergangenheit begraben ſein. Kümmert uns, was hinter uns liegt? Zuſammen treten wir in ein neues Leben ein. Die Zukunft gehört uns wie die Gegenwart. Und iſt die Gegenwart nicht ſchön? Iſt es nicht eine Sünde, wenn wir nicht jede Stunde unſeres Daſeins genießen?

Rebekka. Ja, ja. Du haſt recht. Es iſt eine Sünde. Wie kann ich aber mich freuen, wie kann ich ruhig

sein, solange nicht alles klar ist zwischen uns? Du mußt wissen, was mich quält und ängstigt. O hör mich an. Und wenn du dann mich noch behalten willst — wenn du meine Irrung kennst und es dir nicht vor mir ekelt — dann, Robert, ist es gut. Nicht wahr, du hast Geduld mit mir und hörst mich an?

Robert. Mein Lieb, ich weiß ja, was du sagen willst. Und wenn ich es nicht wüßte, wär's grad so gut, als hättest du mir's schon gesagt.

Rebekka. Nein, es ist nicht gerade so gut. Ach Robert, es fällt mir doch so schwer, mit dir von meiner Ehe mit Sanders zu reden. Aber es muß sein. Ich hätte sonst immer ein schlechtes Gewissen vor dir, als hätte ich dich betrogen.

Robert. John hat mir von deiner Ehe und ihrer Scheidung erzählt. Drum laß es gut sein.

Rebekka. John weiß den wahren Grund der Scheidung nicht. Niemand weiß ihn, außer Sanders und mir — niemand. (In ausbrechender Leidenschaft zu Roberts Füßen.) Ach Robert, du verdienst ein keusches, reines Weib — ich bin nicht rein. Ich war verkauft. Ich darf nicht dir gehören, niemals, nie — nie! (Ersticktes Weinen.)

(Robert beugt sich nieder und faßt liebkosend ihre Hand.)

Rebekka (sich beherrschend). Wenn ich ihn nur geliebt hätte, wenn er mich als seine Frau geachtet hätte — aber er hat mich — er hat mich behandelt wie eine Dirne. Mein Körper ist befleckt — entehrt. — Jetzt weißt du's. — Jetzt ist's aus. — (Sie kauert, von ihm abgewandt, am Boden.)

Robert (aufſpringend, mit ſtarker Stimme). Es iſt nicht aus! Du biſt nicht entehrt! Hat die Vergangenheit, hat die Schuld eines Elenden ein Recht auf unſer Glück? Nein, jetzt biſt du mein. Haſt du ſoviel Liebe und ſoviel Mut gehabt, mir das zu ſagen, dann ſoll ich feig dem Glück und deiner Liebe den Rücken kehren? Rebekka, mein ſtarkes, gutes, liebes Weib, komm! Zum Glück gehört nur Mut, und an dem fehlt es uns beiden wahrlich nicht.

Rebekka (iſt während der letzten Worte aufgeſtanden; jauchzend umarmt ſie Robert). Jetzt habe ich den Mut!

Neuere Dramen und Lustspiele:

Eggert, Ed., Gerechtigkeit

Drama. Oktav. Brosch. M. 2.—, geb. M. 2.80

Akademische Monatsblätter: ... So ist denn das Eggertsche Drama ein Werk von hohem dichterischen Werte und reichem geistigen Gehalt, eine wertvolle Bereicherung unserer modernen dramatischen Literatur, ein Buch, das jedem Leser eine Fülle geistiger Anregung geben wird.

Friede, Hans, Sünde

Drama. Kl. Oktav. Brosch. M. 1.—

Entgegen dem Zuge der heutigen Zeit, uns durch Schauspiele in das Kleinleben zu versetzen, erhebt das vorliegende Drama „Sünde" den Leser sowohl durch die Handlung, die uns ein Schicksal aus ältester Zeit vorführt, wie durch schöne, bilderreiche, psalmistische Sprache. — Diese Sprache sowohl, wie die tiefe Tragik der Handlung und endlich die meisterhafte Schilderung des damaligen Lebens sichern diesem bedeutenden Werke dauernden Erfolg.

Neuere Dramen und Lustspiele:

Goertzfeld, Curt, Windbruch

Drama. Oktav. Brosch. M. 2.—

Ein interessantes Sujet, welches, in dramatischer Spannung aufgebaut, nicht verfehlen wird, von Anfang bis Ende zu fesseln. Die Handlung spielt in einer Senatorenfamilie einer größeren norddeutschen Hafenstadt.

Keck, Erwin, Magdalena

Drama. Oktav. Brosch. M. 2.—, geb. M. 2.80

Wieder einmal ein junger Dichter, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt! Es tut wohl, ihn, entgegen der heutigen krankhaften Vorliebe, nicht in dem allgemeinen, sumpfigen Schmutze des Proletariats und Verbrechens waten zu sehen, sondern ihm zu lauschen, wie er uns mit echt vaterländischer Begeisterung in der edelsten, reinsten Sprache ein hehres Stück schwäbischer Geschichte vorführt.

Keck, Erwin, Melitta Leißner

Drama. Oktav. Brosch. M. 2.—, geb. M. 2.80

Der junge Stuttgarter Dichter verrät durch sein neues Werk wiederum seine hohe dichterische Begabung. Er behandelt in ihm in drastischer Form ein Bild aus dem modernen Familienleben. Seine Sprache besitzt jenen ihm eigenen Fluß, der ohne Umschweife die Handlung rasch fortschreiten läßt. Das Stück verdient angesichts seiner Vorzüge Repertoirstück zu werden.

Neuere Dramen und Lustspiele:

Lessing, O. E., Rebekka

Ein deutsch-amerikanisches Schauspiel
Oktav. Brosch. M. 1.50

Ein satirisch gefärbtes Bild der Deutschmeierei von Ausgewanderten, die nicht begreifen können, daß die demokratische Union für den Partikularismus und die Rassenvorurteile der alten Welt keinen Platz mehr hat.

Nicolaus, Carl, Pilatus

Drama. Kl. Oktav. Brosch. M. 1.—, geb. M. 1.80

Der römische Prokurator Pontius Pilatus, welcher, von der Unschuld Jesu überzeugt, ihn dennoch dem Haß der Juden auslieferte, wurde nach der Legende durch diese seine Sünde gegen die Wahrheit, von Schuldbewußtsein gequält, aus seinem glücklichen Leben gerissen und in Verzweiflung und geistige Nacht gestürzt. Alle Reize und Schönheiten dieses interessanten Sujets, die tiefe Tragik, das Lokalkolorit, die echte Stimmung und Poesie sind in dieser dramatischen Bearbeitung glücklich ausgelöst und machen großen Eindruck auf den Leser.

Neuere Dramen und Lustspiele:

Radeck, Reinh., Jotham und seine Söhne

Schauspiel aus der Zeit der Propheten. Oktav. Brosch. M. 1.50

Den Gang der Handlung gibt ein bekanntes christliches Gleichnis; aber wie die Handlung erweitert, innerlich aufgebaut und motiviert, durch überraschende Züge belebt, endlich zu einem Bilde der Zeit und des allgemeinsten Menschenschicksals ausgestaltet ist, das kann der Verfasser als ein Verdienst wahrhaft dichterischer Art in Anspruch nehmen.

Rübezahl, K., Das Weinfaß

Lustspiel. Oktav. Brosch. M. 1.—

Die im Remstal in Württemberg spielende, für jede Bühne und auch zur Aufführung für größere Vereine sehr geeignete Komödie zeigt ein echt schwäbisches Kolorit und wird sich voraussichtlich auch außerhalb der württembergischen Grenzpfähle recht viele Freunde erwerben.

